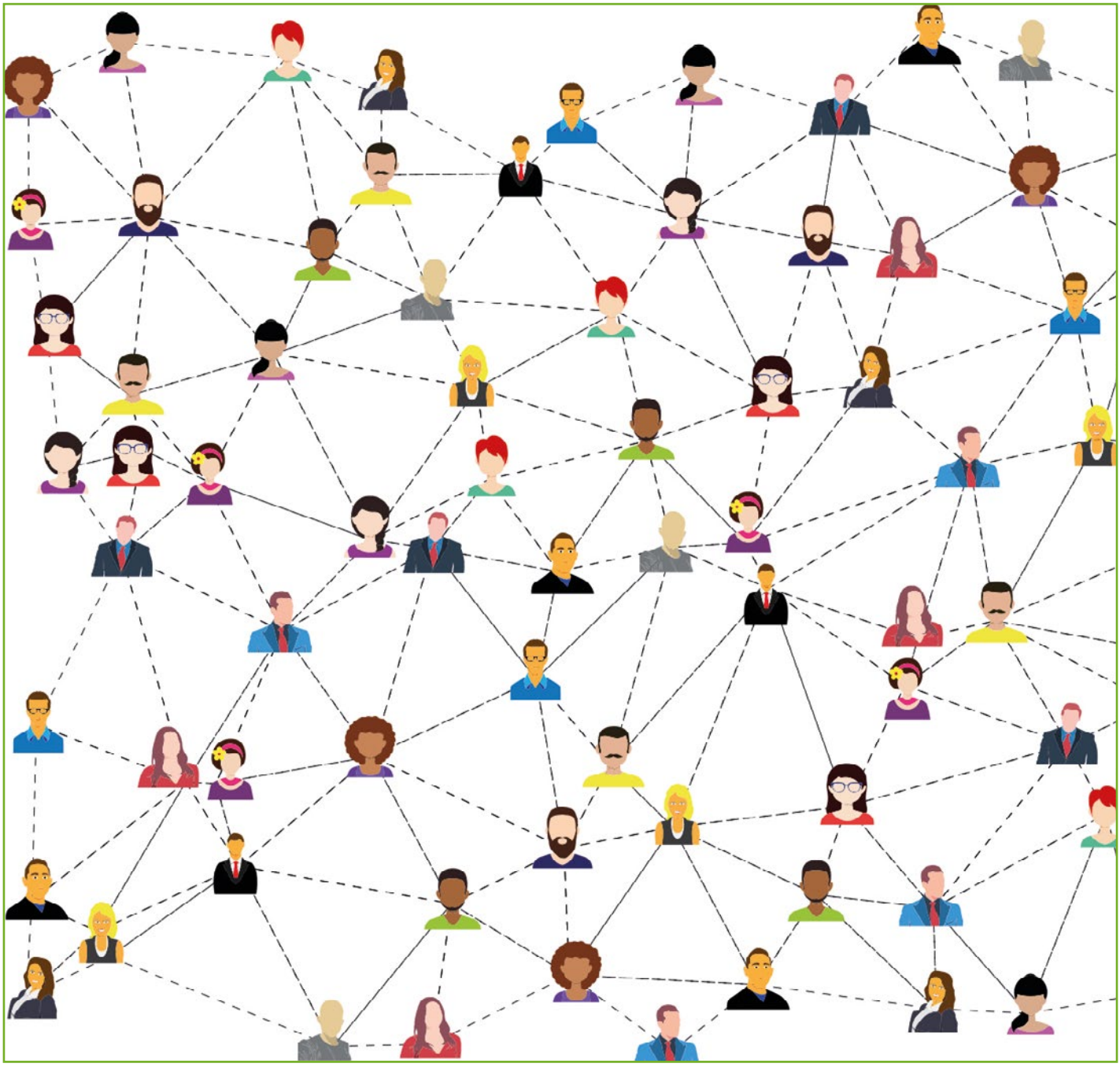
welt bewegt

JUNI – AUGUST 2020 C 51 78



Kommunikation

Was heißt das in diesen Zeiten?
Erfahrungen von jungen Menschen

ZENTRUM FÜR MISSION UND ÖKUMENE
Nordkirche weltweit

Kommunikation

Kirche braucht eine Sprache, die uns verständlich ist. *Helena Funk*

Kommunikation ist immer geprägt von der Kultur, in der man aufgewachsen ist. *Arne Jureczek*

Warum reduzieren wir uns auf Äußerlichkeiten? Diese Stereotypen erschweren die Kommunikation erheblich. *Johannes Tété Séna Davi*

Wenn wir im Netz von der Lebenswirklichkeit anderer Menschen erfahren, verstehen wir wirklich, was das für sie bedeutet?
Flor M. Escobar Chávez

Der interkulturelle Austausch über Online-Plattformen bietet Erfahrungen, die sonst nicht möglich wären. *Lisa Paulsen*

Jeder Mensch ist ein Beziehungsmensch und kommuniziert, auch wenn er sich zurückzieht. *Nora Hess*

Es beunruhigt, wie viele nicht zwischen glaubwürdigen und zweifelhaften Quellen differenzieren. *Justin Howaldt*

Trotz Social Media sehnen sich die Menschen nach persönlicher und direkter Kommunikation. *Paulo Plautz*

Die Schließung der philippinischen Sendeanstalt bedroht die öffentliche Kommunikation. *Francis R. Ablon*

Was gerade in diesen Zeiten wichtig ist: Reden darüber, wie es uns in dieser Krise geht. *Cédrick Y. Kitwa*

Ich finde es sehr wichtig, im Gespräch immer nach einer gemeinsamen Grundlage zu suchen. *Daria Grzywacz*

Diese Krise kann Türen verschließen, aber auch neue Wege der Kommunikation eröffnen. *Sophia Schäfer*

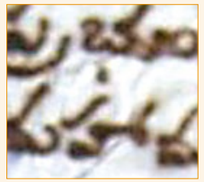
Kommunikation gelingt da, wo Menschen zuhören, sich wahrnehmen und respektieren. *Lennart Schulz*

Wir bringen Impulse ein, die für das Zentrum für Mission und Ökumene wichtig sind. *Helena Bertling*

Aus dem Inhalt

Welche Sprache sprechen wir eigentlich?

4 Was brauchen wir, um andere zu erreichen? *Helena Funk* meint: Hier kann Kirche noch lernen.



Wertschätzung ist entscheidend

6 Immer noch prägt Rassismus die Kommunikation und verletzt. *Johannes T. S. Davi* weiß, dass es auch anders geht.

Idealbilder und Wirklichkeit

8 Dass Medien auch die harte Realität zeigen, ist wichtig für den Kampf gegen Ungerechtigkeit, so *Flor E. Chávez*.

Mit Händen und Füßen

10 *Arne Jureczek* erfährt im Austausch, dass nicht nur Worte sondern auch Gesten zu Missverständnissen führen.

Hoffen auf ein besseres Morgen

13 Junge Menschen aus aller Welt tauschen sich als Young Lutheran Reformer aus. *Lisa Paulsen* ist dabei.

Es gibt einem etwas Normalität zurück

16 Warum boomen in der Corona-Krise die Podcasts? *Justin Howaldt* und *Paulo Plautz* gehen der Frage auf den Grund.

Regierung nutzt Krise, um Rechte einzuschränken

18 *Francis R. Ablon* befürchtet, dass der philippinische Präsident die Meinungsfreiheit noch stärker einschränkt.

Wir merken, wie sehr wir uns brauchen

20 Die Angst vor dem Virus ist im Kongo so groß wie die vor Hunger. Da ist Zusammenhalt gefragt, so *Cédrick Y. Kitwa*.

Osterfeier per Video

22 Für *Daria Grzywacz* aus Polen war es nicht leicht über Grenzen hinweg die Kommunikation aufrecht zu erhalten.

In der Krise finden sich neue Wege

24 In Koraput, Ostindien, werden Gottesdienste gestreamt und Seelsorge-Gespräche per Handy geführt.

Am Anfang war das Wort

26 Das Christentum ist eine durch und durch kommunikative Religion. Austausch und Begegnung sind zentral.

„Lasst uns in Kontakt bleiben“

34 Die Krise hat den internationalen Austausch intensiviert: Erfahrungen aus Tansania, Argentinien und Deutschland.

Fotos: C. Plautz (1), adpic (7), Wikimedia (1), Freiwilligenprogramme (1), Grützmann (1), S. Schäfer (1)

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

Wie reden wir eigentlich miteinander? Wie wollen wir überhaupt miteinander reden und wie schaffen wir es, dass wir uns erreichen und verstehen – über alle Kultur-, Sprach- und Gendergrenzen hinweg? Mit diesen Fragen haben sich junge Autor*innen aus den Philipinnen, Kongo, El Salvador und Deutschland, von denen sich viele für die weltweite Ökumene engagieren, auseinandergesetzt. Das war kurz vor Beginn der Corona Krise, da wusste noch keiner der Autor*innen, wie stark der Eingriff in den Alltag sein würde. In einer Zeit von Lockdown und Distanzgeboten lautet die Frage nun: Wie reden wir denn miteinander, wenn wir uns nicht treffen können? Wie verändert das unsere Kommunikation? Weil Autor*innen in ihren Heimatländern mit den Folgen der Pandemie zu kämpfen hatten, mussten einige ihre Beiträge noch kurz vor Redaktionsschluss absagen und andere einspringen.

Mit der Krise wuchs die Bedeutung digitaler Medien noch einmal mehr. Welch große Chance, sich trotz aller Distanz austauschen zu können! Gleichzeitig zeigten sich die Gefahren der digitalen Kommunikation noch deutlicher. Wenn Wirklichkeiten, die beschrieben werden, nicht mehr unmittelbar erfahrbar sind, sondern digital vermittelt werden, können Fake News oder Verschwörungstheorien an Bedeutung gewinnen. So dass man „irgendwann gar nichts mehr glaubt, was man über Menschen in anderen Ländern sieht und hört und dann irgendwann aufhört sich dafür zu interessieren und mitzufühlen“, befürchtet die Pädagogin Flor Chávez aus El Salvador. Genau dieses Wissen sei aber wichtig, um sich für Klimagerechtigkeit zu engagieren und gegen Gewalt, Ungerechtigkeit und Rassismus zu protestieren. Wie weit das führen und welche Kraft Kommunikation entwickeln kann, das erleben wir in diesen Wochen.

Ulrike Plautz

Ihre Meinung interessiert uns, darum schreiben Sie uns gern!

weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach 52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

IMPRESSUM: weltbewegt (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint viermal jährlich. HERAUSGEBER UND VERLEGER: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. DIREKTOR: Pastor Dr. Christian Wollmann (V.i.S.d.P.), REDAKTION: Ulrike Plautz, GESTALTUNG: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, SCHLUSSKORREKTUR: Hedwig Gafga, ADRESSE: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.

DRUCK, VERTRIEB UND VERARBEITUNG: Druckzentrum Neumünster, JAHRESBEITRAG: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 5206 0410 0000 1113 33 EVANGELISCHE BANK, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gendergerechte Sprache wenden wir in dieser Publikation an, indem wir das sogenannte Gendersternchen (*) in einem Wort benutzen. Gedruckt auf TCF – total chlorfrei gebleichtem Papier.

ଡାକିବା *rufen*

କହିବା *sagen, reden*

ପ୍ରଶ୍ନ କରିବା *fragen*

ଉତ୍ତର ଦେବା *antworten*

ଲେଖିବା *schreiben*

ଚିଠି *der Brief*

ଚିହ୍ନ *das Zeichen*

ବାକ୍ୟ *das Wort*

Missionare und Sprachwissenschaftler folgten europäischen Normen, als sie in fernen Ländern gesprochene Sprache in schriftlicher Form dokumentierten. So hatten Breklumer Missionare Wörterbücher in Oriya herausgegeben.

Welche Sprache sprechen wir eigentlich?!

Sprache ist eines der wichtigsten Werkzeuge, um sich zu verständigen. Das wird gerade in dieser Zeit deutlich, in der Begegnung oft nur über Distanz möglich ist. Aber was ist nötig, um verstanden zu werden und andere auch wirklich zu erreichen? Hier kann auch die Kirche noch viel lernen.

Helena Funk

Wie reden wir eigentlich miteinander – auch über Ländergrenzen hinweg? Damit Worte wirklich verstanden werden, müssen sie manchmal mehr Hürden überwinden, als nur einen Mundschutz.

Spreche ich Chinesisch, oder was? Sprüche wie diese sind wohl den meisten bekannt. Eine Person spricht – scheinbar – eine andere Sprache und nimmt dies als Begründung, dass die anderen sie nicht verstehen. Wahlweise kann man Chinesisch auch mit Spanisch, Kiswahili oder jeder beliebigen anderen Sprache ersetzen. Was ausgedrückt werden soll, ist, dass der Gesprächspartner absolut nichts zu verstehen scheint – und warum? Weil man keine ge-meinsame Sprache spricht.

Eine gemeinsame Sprache sprechen hilft, sich gegenseitig zu verstehen. Dies ist in der aktuellen Lage, der „Corona-Krise“, super wichtig. Manchmal habe ich das Gefühl, wir sind dabei, eine ganz neue Sprache zu lernen. Zu lernen, wie wir uns mit möglichst wenig Kontakt verständigen können. Lernen, wie wir digital kommunizieren können. Digitale Angebote scheinen das Medium der Zeit zu sein. Die eine ist damit mehr vertraut, der andere bisher weniger.

Eine Sprache lernen ohne Wörterbuch, ohne Grammatik. Ohne Eselsbrücken und Kniffe, wie es gut gehen kann. Selbst Floskeln, die uns das Erlernen anderer Sprachen erleichtern, gibt es gerade kaum.

Fast so wie ein kleines Kind sprechen lernt, lernen wir gerade, im digitalen Raum zu kommunizieren und ganz neue Formate – nicht nur online – auszuprobieren. Learning by doing. Sowohl der Staat als auch die Kirche. Auf einmal online kommunizieren. Oder Telefongottesdienste. Oder singen vom Balkon. Wie kann man die Leute, die Mitchrist*innen dort erreichen, wo sie gerade sind? Einsam, allein in ihren Zimmern und Häusern? Ganz neue Sprachen und Sprechweisen entwickeln sich gerade. Ob sie langfristig Bestand haben werden?

Kirche und Sprache – das ist so eine Sache für sich

Kirche und Sprache – ein altes Paar. Kirche und Sprache – das ist so eine Sache für sich. Ein Paar mit einer sehr langen gemeinsamen Geschichte. Spätestens seit dem Buch von Erik Flügge „Der Jargon der Betroffenheit - Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“ wurde der Kirche schriftlich attestiert, dass sie nicht immer verständlich ist, ja vielleicht sogar die „falsche“ Sprache spricht.

Wenn wir einen Schritt zurück in die Missionsgeschichte gehen, wird deutlich, wie eng sich Misionar*innen mit der Sprachwissenschaft verbunden haben. Waren doch viele der Missionar*innen auch die ersten, die Sprachen schriftlich festhielten, Wörterbücher und Grammatiken veröffentlichten, wie Bruno Gutmann, der um 1900 Werke zur Sprache und Kultur der Wachagga in Nordtansania veröffentlichte, die noch immer viel zitiert werden oder wie Ferdinand Kittel, der eine Grammatik für die südindische Sprache Kannada aufschrieb. Dass diese Vorlagen bis heute(!) als Grundlagen dienen, um Sprachen „ferner“ Länder zu erlernen, sollte uns zum Nachdenken anregen.

Gehen wir noch einen Schritt weiter zurück in die Vergangenheit, stoßen wir auf einen weiteren Meilenstein in der Geschichte von Sprache und Kirche: Martin Luther, wollte mit seiner Bibelübersetzung die Heilige Schrift für alle verständlich machen. Es ging ihm zum einen um die Übersetzung aus dem Griechischen oder Hebräischen ins Deutsche. Dahinter das Motiv, verständlich zu sein und die Menschen dort zu erreichen, wo sie sind.

Doch gibt es „die“ Sprache wirklich?! Nein. „Die“ Sprache, die von den Missionaren als eine Art Standardsprache institutionalisiert wurde, findet man auf der Straße kaum genau so wieder. Jede*r spricht anders. Der eine mischt ein paar englische Worte hinein. Die nächste übernimmt lokale Dialekte und deren Aussprachen. Hier zu Lande kennen wir das mit plattdeutschen oder gar friesischen Ausdrücken. Ja, auch eigene Wortkonstruktionen und Satzbau findet Einzug in unsere Gespräche.

Sprache kann somit kaum als abgeschlossene Kategorie gelten. Missionare und Sprachwissenschaftler brachten ihre Definitionen von Sprache mit, um Gesprochenes in den „fernen Ländern“ zu dokumentieren, analysieren und so aufzubereiten, dass es andere Europäer ebenfalls erlernen können. Damit fand ganz nebenbei auf einmal eine Standardisierung des Gesprochenen statt. Bis heute berufen wir uns darauf, wenn wir diese „fremden Sprachen“ lernen. Und so kann es auch heute noch vorkommen, dass wir direkt nach unserer Ankunft die lokale Bevölkerung – zum Beispiel in Tansania – verbessern: „das müsste aber so und so heißen“. „Ahsante schreibt sich aber ohne „h““– und warum? Weil unsere Vorgänger das so festgelegt haben. Wir, also weiße Mitteleuropäer*innen, haben in vielen Ländern das Gesprochene durch Grammatiken und Wörterbücher zu einer Schriftsprache geformt. Und dennoch helfen uns die Aufzeichnungen der Missionar*innen als Orientierung. Orientierung für etwas, was stets im Wandel ist.

Manchmal muss man eine Sprache neu erfinden

Auch in der heutigen Zeit sind wir im Wandel. Ein schneller, plötzlicher, unerwarteter Wandel. In Nairobi erlebte ich während meiner Feldforschung für die Masterarbeit, wie Menschen, die es gewohnt sind, in mehreren Sprachen zu kommunizieren, auch Gefühle und Situationen mit einzelnen Sprachen verbinden. So wurde immer wieder beteuert, dass wenn etwas wirklich ernst sei oder man professionell herüberkommen wolle, man Englisch sprechen würde. Wer jedoch cool oder hip sein wolle, tendiere eher zu Sheng – einer Sprache, die irgendwo zwischen Englisch und Swahili zu verorten ist. Swahili – Englisch – wieder definieren wir in festen Sprachkategorien. Als ob Sprache etwas Statisches, Unveränderbares wäre.

Festgeschriebene Kategorien, die uns in dieser Lage nicht weiterhelfen. Ja, es ist ernst. Es ist Zeit, professionell zu handeln. Also Englisch? Aber erreichen wir damit wirklich alle? Das ist für Nairobi fraglich, und auch für Berlin oder Hamburg. Erreichen wir mit digitalen Angeboten wirklich alle, die wir erreichen möchten? Und mit den analogen Angeboten? Welche Wege könnten wir noch gehen? Welche Sprache müsste Kirche sprechen, um die zu werden, die sie sein möchte? Um von allen verstanden zu werden – so wie Luther es schon anstrebte?

Meiner Meinung nach braucht Kirche keine Sprache im herkömmlichen Sinne. Egal ob Deutsch, Spanisch, Chinesisch oder Swahili. Kirche braucht eine Sprache und eine Sprechweise, die uns verständlich ist. Die uns in unserer ganz persönlichen Lage abholt und unser Herz erreicht.

Wie sich diese Sprache anhört? – Das weiß ich auch nicht genau. Grammatik? Wörterbuch? – Habe ich nicht. Hinhören, nachmachen, ausprobieren. Nicht nur jetzt, sondern langfristig. Manchmal muss man auch eine ganze Sprache neu erfinden.

Helena Funk *(27) studiert Master African Studies und Theologie in Leipzig, Jugenddelegierte der Nordkirche beim Lutherischen Weltbund und im Jugendbeirat des* ***Zentrums für Mission und Ökumene.***

Fotos: G. Grützmann (1), REUTERS/Fabrizio Bensch (1), H. Funk (1)

Dankbarkeit und Wertschätzung sind entscheidend

Wie wir anderen begegnen, bestimmen wir selbst. Gleichzeitig ist unsere Kommunikation stark geprägt von unserer Einstellung gegenüber anderen Menschen und dem Leben überhaupt.

Johannes Tété Séna Davi

Wenn ich an Kommunikation denke, fällt mir ein Satz ein, der auf den ersten Blick vielleicht etwas abwegig erscheint: „Memento mori“. Er kommt aus dem lateinischen und bedeutet „Bedenke, dass du stirbst.“ Er mag makaber klingen, aber treibt mich ständig dazu, meinem Herzen zu folgen und keinen Tag ungenutzt zu lassen: „Carpe diem“. Das Bewusstsein der Endlichkeit ist für mich zur wichtigen Grundlage von Kommunikation geworden. Denn es sind doch die zwischenmenschlichen Beziehungen, die den Tag erfüllen und das Leben bereichern.

Wir sollten den Mut haben, unsere Dankbarkeit zu zeigen

Ebenso wichtig ist das Wort „Danke“, das mittlerweile mein Lieblingswort ist. Daraus entsteht eine Haltung, die viel dazu beiträgt, dass Kommunikation auch zu etwas wird, was einen glücklich machen kann. Das beginnt schon bei kleinen Begegnungen: wenn ein Mensch zu mir „Danke“ sagt, dann zaubert es mir ein Lächeln ins Gesicht und gibt mir ein unbeschreiblich warmes Gefühl. Es versüßt mir den Tag und zeigt, dass ich einem anderen Menschen helfen konnte. Ein ehrliches Danke erfüllt doch unsere Herzen, egal, wie klein die Hilfe war. Oft kommt dann ein Lächeln zurück. So teilen wir denselben glücklichen Moment.
Dies habe ich besonders in dieser Zeit, während der Corona-Krise, erfahren. Jedes Mal, wenn ich mich beim Einkaufen bei Mitarbeiter*innen in den Märkten bedankt habe, haben sie sich ebenfalls sofort bedankt. Ich wollte ihnen nur mitteilen, wie dankbar ich dafür bin, dass sie in der Krisenzeit für die Bevölkerung da sind. Sie entgegneten mir jedes Mal mit Freude und sagten, dass ich einer der wenigen sei, die sich bedanken würden.
Dankbarkeit ist eine Grundlage für Wertschätzung anderen gegenüber und die haben Menschen redlich verdient. Ein Dankeschön für die kleinen Aufmerksamkeiten, wenn zum Beispiel im Büro ein Kaffee mitgekocht wird. Oder ein Danke für die Verlässlichkeit, wenn Freunde alles stehen und liegen lassen, um für einen da zu sein. Wie oft sagen wir eigentlich denen, die uns stets in diversen Lebenssituationen begleiten, wie toll sie sind und wie viel Kraft sie uns dadurch geben? Dazu zähle ich auch Menschen, denen ich nur einmal begegnet bin, die aber meine Denkweise verändert haben, so dass ich mich in meiner Persönlichkeit weiterentwickeln konnte. Menschen, die mein Leben so viel bunter und liebenswerter machen, die für mich da gewesen sind, und mir Rückenwind gegeben haben, um meine Ziele erreichen zu können. Mit Sicherheit kennen alle mindestens eine Person, die das eigene Leben zu einem noch besseren macht. Ich denke, dass es wahnsinnig viele Menschen gibt, die dankbar sind, für das, was eine Person für einen tut, es aber nicht aussprechen. Wir sollten das tun! Wir sollten öfter den Mut haben, unsere Dankbarkeit aber auch andere Gefühle zu zeigen. Durch Offenheit lassen wir zu, dass andere einen, wenn auch nur kleinen, Einblick in unser Leben erhaschen. Diese Form der Kommunikation prägt das eigene Leben stark. Memento Mori – Wir alle sind nur Gast auf dieser Welt und irgendwann geht auch unsere Reise zu Ende. Angesichts dessen wäre es eine Schande, wenn wir den Personen, die unser Leben bereichern, nicht sagen, wie gut sie uns tun. Dies kann nicht nur durch verbale Kommunikation erfolgen, sondern auch durch nonverbale, mit der wir oftmals mehr ausdrücken können, als mit bloßen Worten. Ein Lächeln, eine liebevolle Umarmung oder eine nette Geste, können ebenfalls ein Zeichen von besonderer Wertschätzung sein.

Kommunikation und Rassismus

Doch möchte ich auch auf Faktoren eingehen, die eine Kommunikation negativ beeinflussen und prägen können: dazu gehören Vorurteile und Stereotypen.
Ich selbst mache leider oft die Erfahrung, dass ich mich mit vorgefertigten Bildern auseinandersetzen muss, die in meinem Gegenüber verankert sind. Oft versuchen Menschen in meiner Gegenwart ein adäquates Wort für mich zu finden: dunkelhäutig, schwarz, farbig etc.
Menschen, die eine cremefarbene Haut haben werden nicht auf ihre Hautfarbe angesprochen. Dagegen fühle ich mich immer aufgefordert, alles erklären zu müssen. Aber mein Name ist Johannes und ich habe eine eigene Persönlichkeit. Fragen hinsichtlich meiner Heimat, die Herkunft meiner Eltern oder sonstiges geben mir das Gefühl, von der Gesellschaft nicht hundertprozentig akzeptiert zu werden. Das geht nicht nur mir so, sondern den meisten, die ähnliche Erfahrungen machen wie ich. Es gibt uns das Gefühl, nicht ganz deutsch zu sein, und in den Ländern, wo unsere Wurzeln sind, werden wir als Deutsche bezeichnet. Aber was ist schon deutsch? Wenn wir nicht vollends deutsch und nicht türkisch, persisch, togolesisch etc. sind, was sind wir dann? Das Hin und Her strapaziert unsere Nerven und es tut weh ständig als etwas Besonderes dazustehen. Im Endeffekt führt es dazu, dass wir ein Identifikationsproblem haben, denn wir werden von beiden Gesellschaften nicht als gleichwertig akzeptiert. Wir sind viel mehr als nur die Menschen, deren Vorfahren irgendwann mal in einem anderen Kontinent aufgewachsen sind.
Angela Merkel brachte es im Frühjahr auf einer Bundespressekonferenz prägnant auf den Punkt: Ihr Urgroßvater sei ursprünglich aus Polen. Sie müsse sich nicht für ihr „Deutschsein“ rechtfertigen, aber ihre Kollegin Frau Nantchar, CDU-Politikerin mit Wurzeln aus Kamerun, die dunkelhäutig ist, müsse sich ständig rechtfertigen. Warum reduzieren wir uns immer nur auf irgendwelche Äußerlichkeiten? Warum muss man meine Hautfarbe so hervorheben? Warum muss man hervorheben, dass die neue Chefin eine Frau ist? Schließlich sind wir so zur Welt gekommen und haben uns die Sonderstellung nicht ausgesucht. Wir sind von außen Benannte und müssen immer darum kämpfen, uns selbst benennen zu dürfen. Diese bewussten oder unbewussten Kategorisierungen, prägen die Kommunikation und erschweren sie oft erheblich.
Wann erkennen die Menschen, dass wir lediglich Gäste auf dieser Welt sind. Die Welt gehört uns allen. Große Herausforderungen wie die Coronakrise oder der Klimawandel können nur gemeinschaftlich bewältigt werden.
Für Zuschreibungen anderer und Stereotypen, die eine Kommunikation prägen, sind wir nicht verantwortlich, aber für unser Verhalten, dafür, wie wir miteinander umgehen. Weil Worte nicht nur Worte sind, sondern eine Wirkung haben, können sich Menschen auch durch Worte verändern. Menschen können zu dem werden, was ihnen zugeschrieben wird. In dem Sinne hatte Martin Luther King, der Bürgerrechtler aus den USA, Recht, als er 1963 sinngemäß sagte: Ich habe den Traum, dass meine Kinder eines Tages in einer Welt aufwachsen, in der sie nicht nach ihrer Hautfarbe beurteilt werden, sondern nach ihrem Charakter. Worte können Menschen kleiner machen, aber Worte können auch ihre Würde beschreiben, sie ermutigen und befreien.

Johannes Tété Séna Davi *(25) lebt in Bielefeld und studiert Jura.*

Fotos: Davi (1), adpic (2)

Idealbilder und Wirklichkeit

Digitale Medien präsentieren glitzernde Scheinwelten, aber sie zeigen auch die reale Wirklichkeit von Menschen, zu der oft auch Gewalt und Ungerechtigkeit gehören. Dieses Wissen ist wichtig, um sich gemeinsam für eine gerechtere Welt einzusetzen.

Flor Marina Escobar Chávez

Ohne Kommunikation ist eine Beziehung zu anderen Menschen unmöglich. Aber die Art und Weise, wie wir uns begegnen, wie wir miteinander umgehen, welche Worte oder Gesten wir wählen, die kann entscheidend sein. Sie prägt mein Leben und das der anderen. Alles hängt davon ab: das Familienwohl, Partnerschaften, unsere Freundschaften, aber auch unser Berufsleben und die Geschäfte, die wir machen. Wie wir kommunizieren, hängt davon ab, in welchem sozialen Umfeld wir uns bewegen.

Heute leben wir in einer Zeit, in der soziale Medien für viele die Hauptkommunikationsquelle sind. Mit all den positiven und negativen Folgen. Mit Hilfe der neuen Medien können wir jederzeit erfahren, was wo auf der Welt vor sich geht. Wir sehen, wie Menschen auf anderen Kontinenten leben, was ihre Lebenswirklichkeit ist, was ihre Wünsche sind oder ihre Kämpfe. Gerade in dieser Corona-Krise ist der digitale Austausch mit anderen Menschen natürlich ein großer Gewinn. Ein kleiner Nebeneffekt: Ich kann auch mal leichter mit Menschen in Kontakt kommen, die ich sonst persönlich nicht so mag oder treffen würde. Das gibt mir die Chance, auch ohne direkten Kontakt, erst einmal zu hören, was der andere wirklich meint. Die Diskussionen, das Streiten oder beleidigte Schweigen, all das, was früher Grund war, um mich zurückzuziehen, nimmt beim Austausch auf digitalen Plattformen weniger Raum ein. Man hört mehr zu. So erlebe ich das zumindest. Mir wird dann jedes Mal bewusst, wie großartig es ist, zusammen zu sein, auch wenn wir so verschieden sind.

Wir versuchen, uns positiv zu zeigen, selbst wenn wir in Stücke zerbrechen

Fakt ist, unsere Generation liebt das digitale Leben, die Mehrheit jedenfalls. Wir können unser Idealbild präsentieren, uns so zeigen, wie wir uns selbst gerne sehen würden: Wir zeigen den schönsten Ort, an dem wir waren, das großartigste Lächeln, das beste Outfit, all die Dinge, mit denen wir uns gut, vollständig und fröhlich fühlen. Wir versuchen uns von der positiven Seite zu zeigen, selbst wenn wir in Stücke zerbrechen. Die Person, die wir in sozialen Medien präsentieren, ist nicht das wahre Ich.

Aber wer sind wir wirklich? Zeigen wir wirklich alles, was in uns vorgeht, wenn wir etwas in sozialen Medien teilen? Zeigen wir jemals ein Foto oder Video, wo wir traurig aussehen oder die Kontrolle verlieren, weil wir uns depressiv fühlen oder enttäuscht sind? Allerdings: würden wir uns besser fühlen, wenn wir das tun könnten? Könnten wir vertrauen, dass die anderen wirklich verstehen, wie wir uns fühlen? Ich weiß es nicht.

Das wirkliche Leben ist schwerer und viel komplizierter. Viele um uns herum haben ihre eigenen Probleme und Herausforderungen, mit denen sie sich auseinandersetzen müssen. Wir können alles hören und sehen, was mit Einwanderern passiert, wo Gewalt, Diskriminierung, Krieg, Missbrauch … herrscht.

Es gibt unglaublichen Reichtum und Menschen, die unter extremer Armut leiden müssen. Die Unterschiede werden immer krasser. Während eine Minderheit in Luxus und Überfluss lebt, wünschen sich andere, zumindest ihre Grundbedürfnisse erfüllen zu können. Kinder müssen stundenlang laufen, um eine Schule besuchen zu können. Das Leben ist unfair! Aber wenn wir von der Situation anderer Menschen erfahren, verstehen wir sie wirklich? Verstehen wir wirklich, was das für die Betroffenen bedeutet? Oft sehen und hören wir davon im Netz, doch dann ist es meist schnell wieder vergessen. Am nächsten Tag gibt es ein neues Thema. Wir sind oft nur das Publikum. Und das kann dazu führen, dass man denkt, man könne ja doch nichts tun.

Die Dinge würden sich ändern, wenn wir mindestens zu einem Prozent davon etwas verstehen und mitfühlen würden. Wenn wir nicht nur reden, sondern handeln würden, wenn wir uns dann bewegen und arbeiten würden, um die Umstände zu verbessern.

Es gibt bereits Tausende, die auf diese Weise arbeiten. An vielen Orten in der Welt sprechen Menschen über das, was sie in der Gesellschaft bewegt, sie protestieren, weil sie sich Ungerechtigkeiten nicht gefallen lassen. Es ist genug von allem für alle Menschen da.

Fake News können dazu führen, dass man aufhört mitzufühlen

Die Verbreitung vieler Fake News gehört zu den Schattenseiten der Medienkultur. Sie sind deshalb so gefährlich, weil viele Menschen immer noch allem vertrauen, was sie in den Medien hören, sehen oder lesen. Sie können die Behauptungen nicht überprüfen und lassen sich in die Irre führen. können. Es gibt leider sehr viele Menschen, die uns über die sozialen Medien beeinflussen wollen. Auch sogenannte selbsternannte „weise" Menschen, die uns überzeugen wollen, dass bestimmte Dinge, Handlungen oder Reaktionen gut für uns sind. Dann kommt es zu Streitigkeiten zwischen den Anhängern oder Gegnern der Meinungsmacher. Ich denke, dass diese Leute deshalb so eine starke Anziehungskraft haben, weil sich viele wünschen, dass einem andere Menschen einmal sagen, wo es lang geht oder was die einfachste Lösung ist. Das ist in den verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen so, ob Politik, Religion, Rassismus, Kultur, Handel oder Bildung. Wenn wir nicht aufpassen, kann uns diese Beeinflussung zu Menschen machen, die wir gar nicht sein wollen, die wir dann vielleicht nicht einmal mehr verstehen und kennen.

Im Grunde ist es sehr menschlich, etwas nachahmen zu wollen. Seit jeher gehört es ja zur Entwicklung von Menschen, das nachzuahmen, was sie sehen. Nur so konnten wir überleben und die Traditionen und Gewohnheiten von Generation zu Generation weitergeben. Nur so konnten wir sprechen, kochen, tanzen oder singen lernen. Nur auf diese Weise haben wir nicht zuletzt auch gelernt, wie wir uns zu informieren und die andere Welt wahrzunehmen haben.

Fake News sind auch deshalb eine so große Gefahr, weil sie die Wahrnehmung trügen und dazu führen können, dass man irgendwann gar nichts mehr glaubt, was man über Menschen in anderen Ländern sieht und hört. Und dann irgendwann sogar aufhört, sich dafür zu interessieren. Sie können dazu führen, dass man aufhört mitzufühlen. Dabei ist es so wichtig, etwas über andere Lebenswirklichkeiten zu wissen! So erfahren wir, was unsere Brüder und Schwestern auf der ganzen Welt durchmachen. Und wenn wir Menschen aus anderen Ländern sogar persönlich kennen lernen, entsteht eine wunderbare Welt.

Das ist so wichtig, um zu erfahren, dass wir alle gleich sind. Dass wir alle Menschen sind, mit Gefühlen und einem so schönen Herzen. Dass wir gleiche Wesen sind, gleich geschaffen, geboren, um zu leben und zu sterben. Dieses Wissen von anderen und die direkte Begegnung mit Menschen aus anderen Ländern, egal ob digital oder real, das ist so wichtig, auch für die weltweite Solidarität.

Übersetzung: Ulrike Plautz

Flor Marina Escobar Chávez *(27) aus El Salvador ist studierte Pädagogin und arbeitet bei der Lutherischen Synode in der Kommunikation. 2019 war sie Teilnehmerin bei #ConAction, der internationalen Jugendkonsultation, einem Kooperationsprojekt des Z*entrums für Mission und Ökumene *(ZMÖ) und des Kirchlichen Enwticklungsdienstes der Nordkirche (KED)*

Fotos: adpic (1), C. Wenn (1)

Mit Händen und Füßen

Missverständnisse gibt es im engen Freundes- und Familienkreis schon zuhauf. Wie läuft die Verständigung erst in einer anderen Kultur? Wo nicht nur Worte, sondern auch Gesten anders verstanden werden können, als gewohnt.

Arne Jureczek

Zeichnung: A. de Watteau (1), Foto: C. Wenn (1)

Ob im Alltag oder im Urlaub: immer wieder frage ich mich, wie ich mich richtig verhalten muss. Wie begrüße ich richtig oder wie gebe ich eine Bestellung im Restaurant auf? Mein Gegenüber wird schon wissen, was ich meine, denke ich mir. Zur Not kommuniziere ich mit Händen und Füßen – das funktioniert immer, so ist doch die allgemeine Annahme.

Wir leben in einer Gesellschaft, die sich in ihrer Struktur immer pluralistischer und interkultureller zeigt. Ist doch klar, dass da auch mal Missverständnisse in der Kommunikation aufkommen können.

Die Herausforderungen sind jedoch nicht nur sprachlicher Natur. Eine Unterhaltung ist eben nicht nur die Verständigung durch Worte, sondern auch durch Gestik, Mimik und Körperhaltung. Durch die interkulturelle Komponente wird es noch einmal herausfordernder. Schließlich ist Kommunikation – sei sie nun verbal oder nonverbal – immer auch kulturell bedingt, beziehungsweise dadurch geprägt, in welchem Kulturraum man überwiegend aufgewachsen ist: Wie man sich begrüßt, einen Dialog führt oder Dinge, die man wahrnimmt, beschreibt. Es gibt verschiedene Sicht- und Ausdrucksweisen. Schon in der Muttersprache und im gewohnten Lebensraum entstehen Herausforderungen in der Kommunikation. Wie soll es dann erst auf einer interkulturellen Ebene werden? Wenn ich das Wort interkulturell benutze, denke ich besonders an das Aufeinandertreffen von verschiedenen Kulturen und all das, was damit zusammenhängt, wie beispielsweise Lebensstil und Sprachen.

Vom Pastor zum Schäferhund

Ich erinnere mich noch gut an ein interkulturelles sprachliches Missverständnis, das ich während meines Auslandsstudiums in Costa Rica 2019 erlebt habe. Ich wohnte in einem Wohnheim direkt neben der Universität, zusammen mit Studierenden aus verschiedenen Ländern Lateinamerikas. Besonders war auch, dass wir verschiedenen Konfessionen angehörten, denn die Universität, an der wir studierten, ist ökumenisch ausgerichtet. Ich sitze also am Tisch zusammen mit lebensfrohen Menschen aus Honduras, Kuba, Kolumbien und Peru. Missverständnisse sind da schon vorprogrammiert, dachte ich mir. Und so kam es auch.

In einem Gespräch erzählte mir ein peruanischer Kommilitone, dass er den Pastor alemán gerne mag. Deutscher Pastor, so lautet die direkte Übersetzung. Ich freute mich über sein Interesse. Er erzählte weiter, dass es in seinem Dorf einige von ihnen gibt und sogar in seiner Familie. So langsam war ich irritiert. Ich habe mich auch kritisch mit der kolonialen Geschichte – und in dem Zusammenhang auch mit der Rolle der Kirchen – auseinandergesetzt, aber mich überraschte es doch, dass es so viele deutsche Pastoren in einem kleinen Dorf in den Anden in Peru geben sollte. Als auch ein kubanischer Student zustimmte und sagte, auch bei ihm in Kuba gäbe es viele deutsche Pastoren, fragte ich irritiert nach: predigen deutsche Pastoren besonders gut oder warum gibt es so viele davon in euren Regionen?

Schon diese kleine Handgeste kann in jedem Land etwas anderes bedeuten: „Was willst du?“ (Italien) „Klein, wenig“ (Kongo) „Schön, gut“ (Türkei) „Gedulde dich“ (Ägypten)

Großes Gelächter brach am Küchentisch aus. „Arne, ein Hund kann doch nicht predigen!“ Und dann fiel auch bei mir der Groschen. Ich klatschte mir mit meiner Hand an den Kopf (eine Geste, die ich meinen lateinamerikanischen Freunden im Nachhinein erst erklären musste!). Das Gespräch beruhte von Anfang an auf einem Missverständnis. Pastor alemán heißt übersetzt nicht deutscher Pastor, sondern deutscher Schäferhund. Pastor ist das spanische Wort für Schäfer oder Hirte. Für den Rest meines Studienaufenthaltes wurde ich nun mit diesem Spitznamen gebrandmarkt. Ich bin froh, dass dieses Missverständnis aufgeklärt werden konnte und in Heiterkeit mündete. Doch dies ist nicht immer der Fall.

Je besser meine Spanischkenntnisse wurden, desto weniger Missverständnisse gab es. Ganz weggefallen sind sie aber nicht. Die Sprache ist zwar eine wesentliche Komponente von Missverständnissen, aber nicht die einzige.

Dennoch: ich musste mich während meines Auslandsstudiums im Laufe der Zeit immer weniger mit den sprichwörtlichen Händen und Füßen verständigen, sondern konnte immer mehr aktiv am Gespräch teilnehmen.

Christentum: Von Beginn an interkulturell

Eine interkulturelle Kommunikation mit Händen und Füßen – dieses Bild passt auch theologisch, finde ich: der Apostel Paulus beschreibt die christliche Gemeinde als ein Leib mit vielen Gliedern. Wir alle sind Teil des Körpers Christus – dazu braucht es Interkulturalität: Hände und Füße, aber auch Augen und Ohren. Ich will

Davon lebt die interkulturelle Kommunikation: sich einlassen auf Neues und Ungewohntes in der Kommunikation.

nicht behaupten, ein Körperteil sei relevanter als das andere. Vielmehr will ich deutlich machen: es braucht viel Vielfalt. Doch diese Vielfalt funktioniert nur mit Verständigung. Wie wir zusammenwirken können, darüber müssen wir uns verständigen!

Als Theologiestudent interessieren mich die Auswirkungen einer interkulturellen Sichtweise auf die Theologie und das Christentum. Im wissenschaftlichen Bereich ist diese Disziplin noch ein recht junges Phänomen und sucht nach einer Position zwischen Christentums- und Theologiegeschichte, Missionswissenschaft, Dogmatik und Ethik.

Was sich jedoch grundsätzlich sagen lässt: Menschen haben seit jeher immer wieder ihre Heimat verlassen und sind in andere Regionen eingewandert. So ist auch das Christentum von Beginn an interkulturell. Wir berufen uns auf Jesus Christus, einen Menschen, der als jüdischer Rabbi im Nahen Osten in einer römischen Kolonie gelebt hat. Paulus Theologie war beeinflusst vom geografischen Kontext und dem philosophischen Zeitgeist.

Spätestens der Blick auf die Missionsgeschichte macht deutlich, wie interkulturell die Ausprägungen doch sind. Europäische Missionare begegnen neuen, fremden Kulturen auf der Welt. Gerade in Bezug auf dieses Thema ist es wichtig, dass wir uns kritisch mit unserer kolonialen Vergangenheit auseinandersetzen, denn dort war kein wirklicher Austausch möglich, sondern wurde von einer Seite dominiert.

Die Theologiegeschichte ist maßgeblich geprägt von Theologien und Philosophien aus verschiedenen Ländern und Kulturen: dazu gehören Denker*innen wie Augustinus aus Nordafrika, Anselm von Canterbury, Hildegard von Bingen, Gustavo Gutierrez oder Dorothee Sölle. Es ließen sich noch viele weitere Beispiele nennen.

Eine Sichtweise mit Hand und Fuß

Eine interkulturelle Kommunikation kann ich mir nicht anlesen oder passiv aneignen. Vielmehr muss ich sie aktiv wahrnehmen und erlernen. Aus persönlicher Erfahrung weiß ich, wie wichtig es ist, sich direkt miteinander auszutauschen, von Angesicht zu Angesicht. Die Kommunikation in ihrer Gänze wahrzunehmen in Gestik, Mimik und Körperhaltung meines Gegenübers. Wird er die Hände auf den Kopf schlagen, mit dem Finger ein Augenlid herunterziehen, mit der Hand vor dem Gesicht wedeln oder sich mit dem Finger an die Stirn tippen? Hoffentlich nicht, denn diese Gesten sind typisch deutsch.

Für mich persönlich, für meine Kirche und uns als christliche Gemeinschaft insgesamt, wünsche ich mir einen interkulturellen Austausch, der Hand und Fuß hat: ein Bewusstwerden und Wertschätzen für die Sensibilität des Interkulturellen. Das Einlassen auf Neues und Ungewohntes in der Kommunikation – natürlich immer im Bewusstsein, das auch mal etwas schiefgehen kann und Humor gefragt ist, wenn statt von einem Pastor plötzlich vom Schäferhund die Rede ist. Wir sollten die Füße nutzen, um aufeinander zuzugehen und uns mit den Händen zuwinken. Damit nicht alle Farben zu einem dunkeln Fleck verschwimmen ist Offenheit und eine positive Einstellung für die unterschiedlichen Farben wichtig. Mit dieser Haltung können wir die Buntheit und Vielfalt christlicher Existenz viel besser wahrnehmen.

Arne Jureczek *(26), studiert evangelische Theologie in Kiel. 2019 Auslandsstudium in Costa Rica. Er ist Jugenddelegierter der Nordkirche beim Lutherischen Weltbund und ist im Jugendbeirat des* Zentrums für Mission und Ökumene.

Fotos: A. Jureczek (1), adpic (1)

Hoffen auf ein besseres Morgen

Junge Menschen aus aller Welt vernetzen sich als Young Lutheran Reformer, um Erfahrungen auszutauschen. Dabei geht es um Projekte zum Thema Gerechtigkeit, Bildung und Erneuerung der Kirchen. Ohne virtuelle Kommunikation wäre das nicht möglich.

Lisa Paulsen

Ich setze mich mit einer dampfenden Tasse Tee an meinen Schreibtisch und öffne den Computer, rufe meine E-Mails auf, klicke den Einladungslink an und schon bin ich Online. In dem Programm, das mir ermöglicht, an einem Online-Meeting teilzunehmen. Bisher kann ich nur das Video eines Teilnehmers sehen, doch nach und nach loggen sich immer mehr Personen aus ihren Wohnzimmern oder Büros in Schweden, Südafrika, Polen, Indonesien, Australien, Brasilien ein. Ab und zu knackt es, unterschiedliche Stimmen sind zu hören. Mikrophone werden getestet. Wer wird heute das Anfangsgebet sprechen? Ich höre die Stimme der Projektleiterin, die uns begrüßt und spontan einen Namen vorliest. Ich höre meinen Namen. Warte ab. Aber doch, sie meint mich. Nun ist alles still und wartet darauf, dass ich das Gebet spreche. Ich fühle mich ein wenig überrumpelt. Kann nicht, wie sonst gewohnt, in die Gesichter der Zuhörer schauen. Kann keine Reaktionen hören, kein leises Getuschel. Es ist ungewohnt und doch scheint es so, als würde sie wirklich mich meinen. Okay, ich atme tief durch und bete in einer Sprache, die mir durchaus bekannt ist, aber die ich nicht täglich nutze. Englisch. Nach ein paar Sätzen ist es geschafft. Reaktion der Zuhörer? Fehlanzeige. Nach einem Dank wird eine Powerpoint-Seite links neben den Namen und Videos im Passbildformat geöffnet. Durch eine E-Mail ein paar Tage zuvor, wissen wir, was das Thema des heutigen Nachmittages ist. Zwei Stunden haben wir Zeit. Während ich schnell nach der Arbeit nach Hause gefahren bin, um an dem Meeting teilnehmen zu können, sind andere Teilnehmer aus anderen Teilen der Welt gerade erst aufgestanden oder wischen sich verträumt die Augen.

Jungen Menschen Kirche näher bringen

Denn wir, die *Lutheran Young Reformer des Lutherischen Weltbundes (LWB)*, kommen aus den unterschiedlichsten Ecken der Welt. Und eines verbindet uns besonders: der Wunsch, sich mit Gleichaltrigen auszutauschen, Erfahrungen zu teilen, voneinander zu lernen und unser Anliegen, Themen von „Kirche“ untereinander und anderen jungen Menschen näher zu bringen. Wir wollen uns gegenseitig von Projekten und Aktionen berichten und neue planen. Dafür treffen wir uns ungefähr einmal im Monat virtuell. Unsere Projektleiterin Pranita Biswasi fasst den Ablauf des Nachmittages kurz zusammen. Heute bekommen wir einen Input einer Referentin aus dem Büro des LWB in Genf.

Bei jedem Online-Treffen gibt es eine kurze Präsentation von Mitarbeitenden des LWB, um einen Überblick über die Arbeitsbereiche und aktuellen Themen im Weltbund zu geben. Danach folgt eine offene Diskussion, in der wir Aspekte oder Fragen thematisieren, die im Rahmen der Präsentation aufgekommen sind. Auch das verbunden mit einigen technischen Schwierigkeiten: mal fehlt das Bild, dann der Ton, manchmal beides, bis die Verbindung wieder steht. So werden langsam alle Themen abgearbeitet. Nach einem Abschlussgebet, verabschieden sich alle voneinander. Ich mache den Computer aus. Es herrscht Stille. Schnell nehme ich wahr, dass ich die ganze Zeit nur in meinem Wohnzimmer gesessen habe und frage mich, was die anderen wohl mit ihrem Tag anfangen. Ich stelle meine Teetasse weg und es scheint, als wäre nichts gewesen. Es gibt keine Nachgespräche, auch keinen Fahrweg, auf dem ich noch einmal reflektiere, was ich in den letzten zwei Stunden gelernt, gehört oder gedacht habe.

Lisa Paulsen *(26) lebt in Nordfriesland und absolviert derzeit eine Ausbildung zur Tischlerin. 2013 war sie als Freiwillige in Tansania. Sie ist Mitglied im Jugendbeirat des* Zentrums für Mission und Ökumene.

Abgesehen davon, dass es zurzeit unmöglich wäre sich persönlich zu treffen, aber diese Art der Kommunikation spart nicht nur Geld und Flugstunden, sondern auch ein weiteres wichtiges Gut: Zeit. Zeit, die ermöglicht, dass selbst die Teilnehmenden mit vollem Terminkalender, an den Treffen teilnehmen können. Englisch als gemeinsame Sprache hilft, sich zu verständigen. Somit wird eine größere Gruppe von Personen angesprochen. Statt vielleicht sechs engagierten Personen, können nun bis 30 Personen an den Treffen teilnehmen. Ein Erfahrungsschatz, der ohne diesen virtuellen Rahmen nur schwer ausgeschöpft werden könnte. Anfangs wurden je zwei Personen (männlich und weiblich) von den jeweiligen Mitgliedskirchen eines Landes ausgewählt, um an dem Programm Lutheran Young Reformer des Lutherischen Weltbundes teilzunehmen. Doch mittlerweile gibt es immer mehr junge Menschen, die sich für die Aktivitäten des Weltbundes interessieren. So hätten nun auch junge Erwachsene aus meiner Kirchengemeinde die Chance, an so einem Treffen teilzunehmen.

Trotz Isolation nicht allein sein

Der Höhepunkt war Anfang des Jahres das Europatreffen des *Global Young Reformer Network*, das parallel in Asien und in Europa, und hier in Neuendettelsau stattfand. Da war es noch möglich, dass sich Delegierte aus den verschiedenen Mitgliedskirchen des LWB persönlich treffen konnten. Wir sprachen über Themen, die auf der vorbereitenden Jugendkonferenz 2017 in Namibia benannt wurden: Erneuerung/Wiedererweckung der Kirchen, Bildung sowie Gleichheit/Gerechtigkeit. Wir diskutierten Herausforderungen, Empfehlungen und Handlungspläne. Diese Kraft, die von diesen persönlichen Begegnungen ausgeht, die Intensität der Gespräche, die Energie und Begeisterung der Teilnehmenden, die durch Gesten und direkte Interaktion übertragen und manchmal sogar körperlich spürbar ist, all das erlebt man bei einem virtuellen Treffen nicht.

Allerdings werden angesichts der gegenwärtigen Situation bis auf weiteres nur digitale Zusammenkünfte möglich sein und werden wohl ein Zukunftsmodell bleiben, auch nach der Krise. Bei unserem letzten Online-Treffen im März, als von der Corona Pandemie immer mehr Länder betroffen waren, lag der Fokus auf gemeinsamen Gebeten und Fürbitten. Es ging darum, einander zu zeigen, dass wir in diesen Zeiten nicht alleine sind, sondern unsere Sorgen und Ängste, aber auch freudvolle Nachrichten teilen können: Geschichten über wachsende Nächstenliebe, wo Menschen sich für andere einsetzen, die von einem zum nächsten Tag in Not geraten sind. Alle in unserer Runde erzählen, wie sie diese Tage erleben, die keiner so erwartet hatte. Welche Bedeutung der Glaube in dieser besonderen Zeit hat, schilderte zum Beispiel ein junger Mann. Er erzählte vom Zusammenhalt in seiner Kirchengemeinde. Davon, dass viele zu Hause beteten, dafür, dass die Menschen weiterhin zusammenhalten und aufeinander Rücksicht nehmen. Er erzählte aber auch, dass es schwierig sei, über Online-Plattformen miteinander zu kommunizieren, weil viele Kirchenmitglieder keinen Zugang zum Internet oder technischen Geräten haben, dass der Informationsfluss ins Stocken kommt, wenn nicht zumindest über andere Wege kommuniziert werden kann.

Eine junge Frau, die im Norden von Nordamerika lebt, erzählte, wie sie die letzten Tage erlebt hatte. Wie Mitmenschen auf einmal Interesse aneinander zeigten und sich gegenseitig halfen: indem sie zum Beispiel füreinander einkauften. Es waren die Geschichten über persönliche Begegnungen in einer Zeit, in der Abstand zueinander zum Alltag gehört.

Dieses Treffen war so anders, ein wenig melancholisch und doch war da ein Funke von Hoffnung.

- Hoffnung auf ein besseres Morgen für diejenigen, die die Krise besonders schwer getroffen hat.
- Hoffnung, dass der Zusammenhalt in der Gemeinschaft hilft, die Zeit zu überwinden.
- Hoffnung, trotz menschlicher Isolation nicht alleine zu sein.
- Hoffnung, dass der Glaube weiterhin Kraft und Halt gibt.

Auf die Pause-Taste gedrückt

Sie ist in einer antirassistischen Gruppe aktiv und vernetzt mit jungen Leuten in aller Welt. Während des Lockdowns hat ***Nora Hess*** für sich etwas ganz anderes wieder neu entdeckt: die Kommunikation mit sich selbst.

„Die Bedeutung von Kommunikation in der Krise“ – was fällt Dir dazu ein? fragte mich Ulrike Plautz. Eine Mail, die mich zum Lachen und zum Grübeln brachte. Ich erklärte ihr, dass ich wohl kaum die richtige Autorin dafür sei, weil ich durch die Corona-Krise nicht etwa mehr, sondern viel weniger und auch weniger gerne mit Menschen kommuniziere. „Das ist doch auch interessant,“ meinte daraufhin Ulrike* – „dann schreib doch über Kommunikation mit dir selbst.“

Ich hatte ein etwas schlechtes Gewissen. War Corona bisher wirklich nicht mehr als ein Art Urlaub, eine Pause, eine Anti-Krise für mich persönlich? Bin ich so privilegiert und unbetroffen, dass ich den Weg des geringsten Widerstands gehe – nämlich den der langsamen, aber totalen sozialen und politischen Einschläferung?

Zwei Wochen lang war der Urlaub noch offiziell, als ich mich mit meiner Freundin in die leerstehende Wohnung meines Vaters verkrümelt habe, um dort in einer Blubberblase von Zweisamkeit nur Spiele zu spielen, durch die Gegend zu skaten oder zu kochen. Der Rest der Welt wie angehalten. Vergessen. Außen vor. Doch dann ging der Urlaub vorbei, meine WG wollte mich wiedersehen, ein enger Freund aus der Uni hätte mich gebraucht. Mittlerweile sind wieder zwei Wochen vergangen, in denen ich kaum telefoniert habe. Auf meiner einen Schulter sitzt Schuld, auf der anderen sitzt Trägheit – insgesamt gehts mir aber super.

Vielleicht nur eine Erholung, die ich brauchte? Mag schon sein. Und doch wäre es falsch, dies nur darin zu begründen, dass ich im letzten Semester mit zu vielen Menschen Kontakt und Freizeitstress hatte. Jetzt – mit mir selbst kommunizierend – frage ich mich, ob irgendetwas an meiner Erfahrung für Teile der Gesellschaft verallgemeinerbar ist.

So groß kann die Fraktion derer nicht sein, die aus der Krise eine Kur machen. Denn Millionen sind dadurch gesundheitlich oder wirtschaftlich (existenziell) bedroht.

Trotzdem wächst bei mir der Eindruck, dass es in meinem Umkreis einigen Menschen so geht wie mir; dass auch andere noch die Pause-Taste gedrückt halten. Und auch bei ihnen scheint es sich um ein Bedürfnis nach weniger Verantwortung oder Kontakt zu handeln – nicht nur um Faulheit. Was diese reduzierte, mehr nach innen gerichtete „Kommunikation in der Krise“ zu bedeuten hat? Ist sie ein Zeichen für die Geschwindigkeit, den Stresspegel und die Ambition, mit denen wir sonst leben? Indikator für den Mangel an Kindsein, wenn wir mit zwanzig meinen, schon erwachsen sein zu müssen? Oder die Erfahrung, dass wir nicht mehr von der Welt begreifen, wenn wir uns durchgehend ihrer Komplexität aussetzen?

Eine strukturelle Analyse habe ich nicht, und auch keine These, keine abschließende Interpretation. Dazu müsste ich politisch denken – und noch klemmt die Play-Taste. Vielleicht sind meine Spekulationen auch Quatsch und ich bin bloß verliebt. Das soll vorkommen.

Jedenfalls ist der Mensch ein relationales Wesen – es kann uns noch so gut gehen in unserer Isolation oder noch so schlecht gehen in unserer Unfähigkeit, uns von den Fängen der Welt zurückzuziehen – um Beziehungen und Kommunikation kommen wir nicht drum rum, auch wenn am Ende nur wir selbst und ein Spiegel existieren. Denn spiegeln können wir uns immer – ob in Pfützen von Einsamkeit, in den glänzenden Fassaden von Privilegiertheit oder in den Blubberblasen, die wir mit ausgewählten anderen Menschen bilden.

Ich habe außerdem die Hoffnung, dass die wahre Sichtbarmachung unserer Privilegien auch immer wieder zu neuer Verantwortung führt. Dass wir auf unseren einsamen Urlaubsinseln einen genauen Blick auf die polierten Boote werfen können, die uns dorthin gebracht haben und die uns ermächtigen, politisch noch ganz andere Ufer zu erreichen. Was die zwischenmenschlichen Kontakte betrifft, denke ich, dass sozialer Rückzug ebenso Ausdruck eines wertvollen Privilegs sein kann, nämlich von Sicherheit und Vertrauen. (Was nicht heißen soll, dass nicht trotzdem irgendwann der Punkt erreicht ist, an dem ich mich wieder bei Leuten melden muss.) Wie gesagt, Luxus wäre verschwendet, wenn wir ihn nicht auch verantwortlich nutzen würden.

Das etwas schlechte Gewissen habe ich immer noch. Denn ja, ich muss zugeben, dass ich es mir leisten kann, die aktuelle Ausnahmelage zu genießen. Aber auch Dankbarkeit schwingt in jeder Zeile mit. Besonders für meine Freundin, und weil sie mir hilft, sowohl mich selbst als auch die Welt besser zu begreifen. Ohne ein bisschen Selbstreflektion wäre mir das gar nicht so bewusst. Danke dafür, Ulrike.

Nora Hess *(20) studiert in Heidelberg Ethnologie und Religionswissenschaften. Im Februar war sie Praktikantin im* Zentrum für Mission und Ökumene.

Fotos: privat (1), L. Weitzer (1), adpic (2)

„Es gibt einem etwas von der Normalität zurück"

Wie kommt es, dass in dieser Krisenzeit, in der direkte Gespräche nur eingeschränkt möglich sind, Podcasts boomen? Was bedeutet das für die digitale Kommunikation? ***Justin Howaldt*** und ***Paulo Plautz*** haben sich darüber Gedanken gemacht und ihren Austausch als eine Art Podcast aufgeschrieben.

Das Wort „Podcast" leitet sich aus dem englischen Begriff „broadcast" (=Rundfunk) und dem Namen des MP-3 Players „iPod" ab.

Paulo: Ich glaube, dass die Podcasts seit 2015 auch deshalb so populär geworden sind, weil sie Teil eines Nebenbei-Mediums sind und weil man sie unabhängig von einem festen Programm jederzeit hören kann, so wie Radio auf Abruf. Diese Gesprächsendungen, die man aus dem Internet auch auf Smartphones runterladen kann, lassen sich sehr leicht in den Alltag einbauen, weil man zum Beispiel zwischendurch immer wieder eine Pause einlegen kann. Wenn man also Podcasts, wie zum Beispiel Nachrichtenformate oder jetzt den zurzeit sehr populären informativen Podcast mit dem Virologen Professor Christian Drosten hört, aber auch Sprach-Lern-Podcasts oder Unterhaltungspodcasts, dann eignet sich das Format gut, um noch andere Sachen nebenbei zu machen. Zum Beispiel kann man kochen, Sport machen oder Podcasts auf dem Weg zur Arbeit hören. In Zeiten, in denen Selbstoptimierung gefragt ist und Multi-Tasking, ist das eben auch ein Medium das passt.

Justin: Ja, gerade bei den informativen Podcasts sehe ich das auch so. In den Podcast-Charts stehen aber auch Formate ganz vorne, die durch ihre Sprache und die Art der Gesprächsführung den Eindruck normaler Alltagsgespräche vermitteln. Ich glaube, viele Menschen, die innerhalb ihres sozialen Umfeldes nicht die Möglichkeit haben Gespräche zu führen, genießen die Möglichkeit, anderen Personen einfach mal zuzuhören. Man ist zwar nicht aktiv beim Gespräch dabei, kann sich aber Gedanken machen, was man selbst sagen würde. Einige Menschen lernen vielleicht durch Podcasts auch erst, wie man Gespräche führt.

Paulo: Vielleicht ist es auch so, dass in so einer Zeit der Krise, wie jetzt bei Corona, so eine Form der Gesprächs-Simulation ein gutes Mittel ist, um Normalität zu vermitteln und auch Gesprächsformen weiter am Laufen zu halten. Da der Mensch ein soziales Wesen ist, merkt er vielleicht gerade jetzt, dass er auf so etwas angewiesen ist. Und da das Podcast-Format auch vorher schon ziemlich bekannt war, boomt dieses Format jetzt in der Krise umso stärker und gibt einem etwas von der verloren gegangenen Normalität zurück. Gleichzeitig überrascht es mich, dass das Interesse an anderen Social Media Formaten kaum zunimmt. Das ist zumindest in meinem Umfeld so. Ich sehe nicht, dass die großen Formate, wie Instagram oder Facebook, in dieser Krisenzeit bedeutend an Einfluss gewinnen. Natürlich gibt es da zum Beispiel auch die Online-Konzerte. Aber ich hätte gedacht, dass Social Media in so einer Krise eine größere Rolle spielt. Wie siehst du das?

Justin: Menschen merken im Moment, wie wichtig die analoge Kommunikation für das Wohlbefinden ist. Die Kommunikation in sozialen Netzwerken kann das direkte persönliche Gespräch einfach nicht ersetzen. Die sozialen Netzwerke werden ja eher genutzt, um die eigene Meinung in die Öffentlichkeit zu tragen. Aber ich denke, dass viele die Macht überschätzen, die sie dort durch ihre Facebook-Posts oder Kommentare haben. Nicht nur das ist für mich ein Zeichen für mangelnde Medienkompetenz, sondern auch die starke Verbreitung von Fake-News in dieser Krise. Es beunruhigt mich, wie viele Menschen nicht in der Lage sind zwischen glaubwürdigen und zweifelhaften Quellen zu differenzieren. Gleichzeitig finde ich es bewundernswert, wie viele Menschen bestrebt sind, sich eine fundierte Meinung zu einem Thema zu bilden, die auf Fakten basiert.

Paulo: Was für mich bei all dem die Frage ist: Wie könnte eine weitere Innovation der kommunikativen Medien oder der Nachrichtenformate aussehen? Vor allem, wenn wir jetzt merken, dass Social Media in diesen Zeiten gar nicht so relevant wirkt, was sonst immer als Digitalisierungsform der Zukunft gepriesen wird. Bedarf es überhaupt einer neuen Ausrichtung, wenn wir jetzt merken, dass die Sehnsucht nach einer persönlichen und direkten Kommunikationsform größer ist? Was meinst du dazu?

Justin: Tatsächlich könnte man überlegen, ob ein Podcast nicht viel eher ein soziales Medium ist, als die klassischen Beispiele Facebook oder Instagram. Ich sehe die sozialen Netzwerke vor allem als Informations- und Diskussionsplattform. Und schätze sie auch in dieser Funktion. Aber durch das Verbreiten von Fake-News und mangelnde Diskussions-möglichkeiten, erfüllen sie diesen Zweck momentan überhaupt nicht. Hier müssten Innovationen also ansetzen.

Beim Podcast erleben Zuhörende einen wirklichen Austausch – ein gutes Format auch für die Kirche?

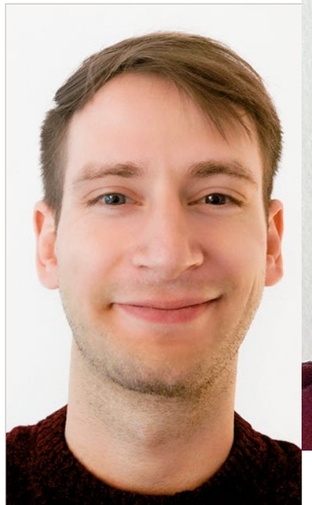
Paulo: Ich denke bei Facebook oder Instagram weniger daran, dass sie eine informative Aufgabe haben, sondern daran, dass sich Leute hier vor allem selbstvermarkten, sich präsentieren wollen. Vielleicht sind in dieser Zeit deshalb auch oberflächliche Social Media Plattformen weniger gefragt, weil es momentan wenig Möglichkeit zur Selbstvermarktung gibt. Wichtig scheint aber, dass es in Zeiten, in denen existenzielle Fragen im Vordergrund stehen, offensichtlich weder angesagt noch gefragt ist, coole Lifestyle-Fotos zu posten – was ja aufgrund von verschiedenen Beschränkungen auch nur bedingt möglich ist.

Justin: Da stimme ich dir zu. Soziale Netzwerke werden zudem auch nie die ganze Gesellschaft abbilden können. Wenn zu viele Ältere eintreten, dann treten Jüngere aus, während es den ganz Alten noch zu modern ist. Wichtiger ist daher glaube ich in dieser Krise zu lernen, wie ein gesamtgesellschaftlicher Austausch wieder stärker gefördert werden kann.

Paulo: Momentan sind alle Generationen durch ein einziges Thema verbunden. Vielleicht gibt es auch deshalb den Zulauf zum Podcast, vor allem im Informationssektor, weil dort der Schwerpunkt auf ausführlicher Information liegt und eben nicht auf Selbstvermarktung und Hau-Ruck-Kommunikation. Zudem scheinen viele der Zuhörenden dafür auch in Kauf zu nehmen, dass sie manchmal gar keine fertigen Informationen erhalten, sondern auch mal eine Grauzone erklärt bekommen. Die schwarz-weiß-Informationsvermittlung, die bei sozialen Medien oft generiert wird, ist zurzeit scheinbar weniger gefragt.

Justin: Über Grauzonen lässt sich auch viel besser mitdiskutieren. Es ist offensichtlich, dass viele mit dem Diskurs, der online in Kommentar-Spalten geführt wird, nicht zufrieden sind. Der Podcast bietet die Möglichkeit, an einem wirklichen Austausch teilzunehmen. Vielleicht können gesellschaftliche Institutionen, wie beispielsweise die Kirche, diese Erkenntnis nutzen und ihre Konzepte über die Krise hinaus hieran ausrichten. Allerdings werden sich die Menschen auch immer wieder nach einem analogen Gespräch sehnen.

Dieser Austausch fand Ende April statt. Heute würden die Autoren einige Entwicklungen anders beurteilen.



Justin Howaldt

Paulo Plautz

Fotos: Howaldt (1), U. Plautz (1), adpic (1)

Justin Howaldt *(25) studiert Sportwissenschaften und Volkswirtschaftslehre an der Universität Regensburg. Zuletzt absolvierte er ein Praktikum bei der Deutschen Olympischen Akademie.*

Paulo David Plautz *(25) studiert Germanistik und Philosophie an der Universität Hamburg. Aktuell ist er beim Norddeutschen Rundfunk für die Fernsehsendung NDR Info tätig.*

Trotz Ausgangssperre gingen Menschen vor Hunger auf die Strasse

Die Corona-Pandemie hat auch die Philippinen betroffen. Präsident Rodrigo Duterte nutzt die Krise, um das Militär zu stärken und die Menschenrechte weiter einzuschränken.

Francis Romulo Ablon

Während der Corona-Krise ist göttlicher Beistand noch einmal mehr gefragt. Die Schutzutensilien machen auch vor dem Altar in Manila/Philippinen nicht halt.

Francis Romulo Ablon, *(22) lebt in Cagayan de Oro City und studiert Kommunikationswissenschaften. Er schrieb seinen Beitrag kurz bevor die Regierung am 5. Mai den einflussreichsten Fernsehsender abschalten ließ (s. Kasten).*

Die Corona-Pandemie hat eine weltweite Krise ausgelöst, wie es sie seit einem Jahrhundert nicht mehr gab. Niemand war auf das plötzliche und schreckliche Auftreten der Viruserkrankung vorbereitet. Selbst Länder der sogenannten Ersten Welt, die von derlei Katastrophen bisher meist verschont geblieben waren, hat es diesmal hart getroffen. Die große und immer noch wachsende Zahl der Toten spricht für sich. Umso mehr versuchen nun Entwicklungsländer wie die Philippinen verzweifelt, diese Pandemie zu überstehen.

Die Information, dass das Virus ursprünglich aus China komme, erzeugte bei vielen Menschen auf den Philippinen zunächst Angst, ließ aber dann auch die schwelende Wut auf das chinesische Festland wieder neu aufflammen. Vor allem in den letzten Jahren hatten die Philippinen stark mit der wachsenden Präsenz Chinas zu kämpfen. Die Abneigung gegen die Großmacht war stark gewachsen, vor allem durch die territorialen Streitigkeiten über das umstrittene Südchinesische Meer / West-Philippinische Meer und die sogenannte Freundschaft zwischen Präsident Rodrigo Duterte und Chinas Machthaber Xi Jinping, die die Bevölkerung sehr polarisierte. Präsident Duterte nahm COVID-19 zunächst nicht ernst, obwohl es auf den Philippinen den ersten Toten außerhalb Chinas gab – ein Mann, der aus Wuhan gekommen war. Trotzdem schränkte niemand Flüge aus China ein, um das Land nicht zu verärgern.

Tatsächlich versicherte der Präsident zu Beginn der Krise dem Rest des Landes, dass alle ruhig bleiben sollten und das Virus schon keine Überhand nehmen werde. Und er bekräftigte erneut, dass die Sicherheitsvorkehrungen an den Flughäfen und den umliegenden Gebieten vorbildlich seien und die Regierung über ausreichend Ressourcen verfüge, um alles im Griff zu haben. Die Machtstrukturen dominierten diese Krise bei uns von Beginn an.

Militär wird weiter gestärkt

Erst Mitte März, als der Ausbruch wirklich an Fahrt gewann und nach und nach aufgedeckt wurde, wie hoch die Zahl der Infizierten wirklich ist, reagierte Duterte. Hastig wurde in der Region um die Hauptstadt Manila mit ihren zwölf bis 13 Millionen Bewohnern ein strikter Lockdown eingeführt. Cagayan de Oro City, die Stadt in der ich lebe, war dann auch gleich die nächste Stadt, in der eine Ausgangssperre durchgeführt wurde, nachdem bekannt wurde, dass bereits jemand in der Stadt infiziert war. Alle Maßnahmen und Verbote, die den Lockdown betreffen, wurden von Anfang an vom Militär und der Polizei durchgesetzt. Die Leute waren überrascht und es war Panik spürbar.

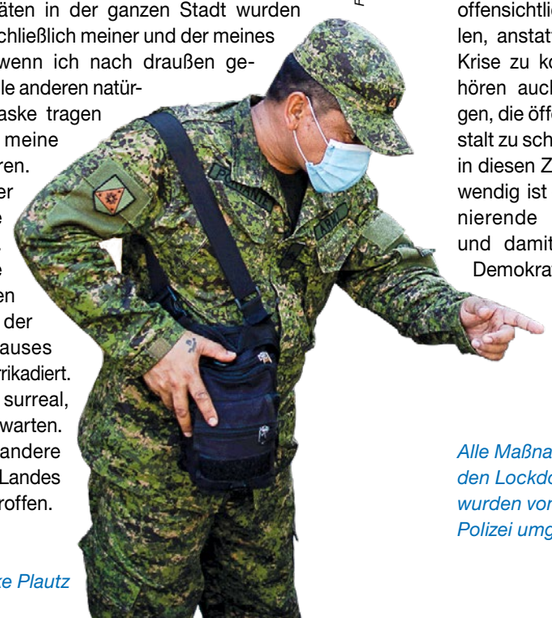
In diesem Moment hatten die Maßnahmen auch unmittelbare Auswirkungen auf meinen Alltag. Die Schulen und Universitäten in der ganzen Stadt wurden geschlossen, einschließlich meiner und der meines Bruders. Immer wenn ich nach draußen gehe, muss ich wie alle anderen natürlich auch eine Maske tragen und jedes Mal meine Hände desinfizieren. Und meine Mutter macht sich große Sorgen um uns. Zuletzt wurde die Straße zum kleinen lokalen Markt in der Nähe meines Hauses gesperrt und verbarrikadiert. Das alles ist so surreal, aber das war zu erwarten. Jetzt sind auch andere Regionen unseres Landes von COVID-19 betroffen.

Übersetzung: Ulrike Plautz

Fotos: Freiwilligenprogramme (1), REUTERS/Eloisa Lopez (2)

In dieser Krise werden die sozialen Probleme noch sichtbarer, die ohnehin in unserer Gesellschaft vorherrschen. So leiden besonders die Millionen Tagelöhner unter den Auswirkungen des Lockdowns, von denen viele ihr Geld mit Geschäften am Straßenrand verdienen. Für sie ist die Krise unfassbar hart. Ich denke, wir haben noch keine Ahnung von dem Ausmaß der Not. In einem Armenviertel bei Manila sind die Menschen vor Hunger auf die Straße gegangen. Die Regierung ließ etliche verhaften. Fest steht jedoch: Die meisten Menschen auf den Philippinen leiden sehr und ein Ende dieser Krise ist nicht in Sicht.

In letzter Zeit erwägt der Präsident ernsthaft die Umsetzung des totalen Kriegsrechts, worüber viele Menschen besorgt und verärgert sind, weil er in den letzten Jahren auf immer mehr Militarisierung drängt. Die Regierung und seine Anhänger nutzen die Pandemie offensichtlich aus, um die Demokratie weiter auszuhöhlen, anstatt sich auf die Überwindung dieser großen Krise zu konzentrieren. Dazu gehören auch seine Androhungen, die öffentliche Sendeanstalt zu schließen, die gerade in diesen Zeiten absolut notwendig ist – für eine funktionierende Kommunikation und damit auch für die Demokratie.



Alle Maßnahmen, die den Lockdown betreffen wurden von Militär und Polizei umgesetzt.

Regierung schaltet größten Sender auf den Philippinen ab

Eine philippinische Regierungsbehörde hat die Schließung des führenden Fernsehsenders des Landes angeordnet Kritiker bezeichneten das Vorgehen gegen den regierungskritischen Sender als politisch motiviert.

Die staatliche Kommission für Telekommunikation auf den Philippinen hat die Schließung des landesweit größten und einflussreichsten Medienkonzerns ABS-CBN angeordnet. Der Betrieb werde eingestellt, teilte der Sender mit. Laut Medienberichten war die vor 25 Jahren erteilte Lizenz am 4. Mai ausgelaufen. Als Schlag gegen die Pressefreiheit verurteilen Menschenrechtler, Oppositionspolitiker und Journalisten die Abschaltung von ABS-CBN durch die Regierung in Manila. Der Medienkonzern hatte wiederholt kritisch über Präsident Rodrigo Dutertes autoritären Führungsstil berichtet, darunter dessen blutigen „Krieg gegen die Drogen“.

Politisch-motivierte Anordnung

Die Botschaft sei klar: Was Duterte wolle, bekomme er auch, schrieb die Gewerkschaft der Journalisten auf den Philippinen (NUJP) auf Twitter: „Mit dem dreisten Schritt, ABS-CBN abzuschalten, beabsichtigt Duterte, die kritischen Medien zum Schweigen zu bringen und alle anderen bis zur Unterwerfung einzuschüchtern.“ Und weiter fragt sie: „Ist die Regierung vom Hass ihres Chefs auf ein Medienunternehmen so geblendet, dass sie es wagt, den kollektiven Sinn für Fairplay, ordnungsgemäße Verfahren und das Gemeinwohl unserer Nation der Lächerlichkeit preiszugeben?“

Die Schließung des einflussreichen und regierungskritischen Senders ABS-CBN sei ein weiterer Schritt in der Politik Dutertes, die Medien einzuschüchtern und mundtot zu machen, erklärte die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch (HRW). Besonders in der Corona-Pandemie werde „eine akkurate und wahrheitsgemäße Berichterstattung absolut gebraucht“. Oppositionspolitiker kritisierten, die Regierung habe mit dem Sendeverbot für ABS-CBN die Rechte des für Sendelizenzen zuständigen Parlaments übergangen. Senator Bong Go, ein enger Vertrauter Dutertes, hatte laut Medien zuvor in einer Senatsanhörung zur Verlängerung der ABS-CBN-Sendelizenz erklärt: „Der Präsident will einfach nur eine faire Berichterstattung. Wenn ihr euch ihm gegenüber schlecht verhaltet, wird er mit euch noch schlimmer umgehen.“ In den vergangenen Wochen hatte Duterte wiederholt gedroht, die Lizenz nicht zu verlängern.

Das Komitee zum Schutz von Journalisten mit Sitz in New York führt die Philippinen in seinem jüngsten Index der Straflosigkeit für Morde an Journalisten auf Rang fünf hinter den Kriegs- und Bürgerkriegsländern Somalia, Syrien, Irak und Südsudan. Auf dem Index 2019 der Pressefreiheit von Reporter ohne Grenzen rangieren die Philippinen auf Platz 134 der 180 bewerteten Länder.

5.5.2020 Quelle: sam/qu (Pressedienste: epd, kna)

In Krisen wie dieser merken wir, wie sehr wir einander brauchen

In der Demokratischen Republik Kongo breitet sich nun das Corona-Virus aus, obgleich die Ebola-Epidemie noch nicht überwunden ist. Das prägt den Alltag der jungen Menschen. In dieser Krise ist ihnen der Austausch miteinander in sozialen Netzwerken und digitalen Meetings noch wichtiger geworden.

Cédrick Yumba Kitwa

Für uns im Kongo ist es sehr schwer gegen die Corona-Pandemie zu kämpfen. Überall fehlt es an guter Infrastruktur und Krankenhäusern. Hinzu kommt der niedrige Lebensstandard. Unser Land gehört mit zu den ärmsten der Welt. Die Armut führt bei vielen Menschen zu Mangelernährung. Das wiederum schwächt das Immunsystem, Menschen werden leichter krank und sterben schneller. Das haben wir zuletzt bei Ebola Epidemie erlebt.
Am 10. März gab es dann die erste COVID-19 Infektion in der Hauptstadt Kinshasa, 2000 Kilometer entfernt von meinem Wohnort Lubumbashi. Sofort kam es zu einem Lockdown. Über Nacht veranlasste die Regierung die Schließung von Schulen, Universitäten, Kirchen, aller öffentlichen Institutionen, Bars und Nachtclubs. Von einem Tag auf den anderen veränderte sich das öffentliche Leben dramatisch. Die Regierung bat die Bevölkerung, diese Einschränkungen für einen Monat einzuhalten. Momentan respektieren wir in meiner Stadt Lubumbashi, wo bislang noch kein Fall gemeldet wurde, die vorgegebenen hygienischen Maßnahmen wie Händewaschen und Abstand zu anderen zu halten. Die Anzahl der Passagiere in Taxis und Taxibussen wird drastisch verringert, sowie die Schließung aller Grenzen zu Risikoregionen angeordnet.

Cédrick Yumba Kitwa *(32) ist Informatiker. Als nationaler Koordinator der Jugend in der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Kongo (EELCo) engagiert er sich u.a. für Klimagerechtigkeit. Der Beitrag entstand Anfang April.*

Die Angst vor dem Virus ist ebenso groß wie die, an Hunger zu sterben

Allerdings können es sich die meisten Kongolesen nicht leisten, zu Hause zu bleiben. Denn Ausgangssperren treffen vor allem die Millionen Selbständigen. Dazu gehören etwa zwei Drittel der Erwerbstätigen wie Handwerker, Straßenverkäufer oder Tagelöhner. Nicht nur die Ausgangssperren machen ihnen zu schaffen. Auch die geschlossenen Grenzen sind ein großes Problem, weil die Waren nicht mehr durchkommen. Geschäfte und Märkte müssen bis auf wenige Ausnahmen geschlossen bleiben. Immer mehr Menschen verlieren ihr Einkommen, weil sie aufgrund der Ausgangssperre nicht mehr arbeiten gehen können. Gleichzeitig schießen die Lebensmittelpreise in die Höhe. Dies ist eine extrem schwierige Situation, die es kaum möglich macht, die rigiden Einschränkungen einzuhalten. Die Angst vor dem Virus ist mindestens ebenso groß wie die, an Hunger zu sterben. Das treibt viele dazu, die Ausgangssperren zu ignorieren. Und damit steigt die Gefahr neuer Infektionen. Was wiederum zu einem Anstieg der Todesfälle führt. Ein Teufelskreis.
Was uns in dieser Situation etwas hilft, ist unter anderem die digitale Kommunikation. Über soziale Netzwerke und digitale Meetings tauschen wir uns aus. Was gerade in diesen Zeiten wichtig ist: Reden darüber, wie es uns in dieser Krise geht und Möglichkeiten wie man sich am besten gegen COVID-19 schützen kann. Wir tauschen uns aber auch ganz normal über unseren Alltag aus, was wir gerade tun oder gerne tun würden. In unseren Online-Meetings beginnen wir immer mit Slogans zur Bekämpfung des Virus, während wir alle unsere Mitglieder bitten, zu Hause zu bleiben und ihnen mitzuteilen, dass das Virus nicht verbreitet wird, sondern dass wir es verbreiten. Wir bleiben immer in Kontakt mit unseren Geschwistern, die sich in den betroffenen Gebieten befinden, und trösten sie. Die wiederum teilen dann ihre Erfahrungen mit uns. Angesichts dieser bedrohlichen Situation im Land, von der keiner weiß, wie lange sie andauern wird, suchen wir auch nach spiritueller Unterstützung. Wir beten um göttlichen Beistand in der Krise. Es sind die Gebete zu Gott und die Gespräche über unseren Glauben, die uns Halt geben. Diese Hoffnung auf Gott gibt uns Kraft, egal ob wir in der Stadt oder auf dem Land leben. Natürlich sind Präventionsmaßnahmen wichtig und sollten auf alle Fälle eingehalten werden, aber in Krisen wie diesen wird einem auch bewusst, dass wir als Menschen nicht immer alles in der Hand haben.
Eine andere wirklich wichtige Erfahrung, die wir in Zeiten der Pandemie gemacht haben, ist, dass Menschen die verschiedensten Wege finden, um sich und andere Menschen zu unterstützen. Auch das macht Hoffnung. Wir erfahren, dass Menschen trotz aller Distanz merken, wie sehr sie sich verbunden fühlen und wie sehr sie einander brauchen.

Übersetzung: Ulrike Plautz

Fotos: C. Kitwa (1), REUTERS/O. Acland (1)

Geschlossene Grenzen, wie hier nach Ruanda, treffen nicht nur die Millionen Selbstständigen im Land, sondern auch Kinder, die noch weitere Wege zurücklegen müssen, um Wasser zu holen.

Bedrohung von verschiedenen Seiten

Im Kongo haben die Menschen derzeit nicht nur mit der Ausbreitung des Corona-Virus zu kämpfen, sondern nun auch mit neuen Ebola-Fällen.

Nach aktuellen Informationen vom 2. Juni musste die Demokratische Republik Kongo nun einen Rückschlag hinnehmen: Im Nordwesten ist das Ebola-Virus erneut ausgebrochen. Gesundheitsminister Eteni Longondo gab sich zuversichtlich, dass der Infektionsherd der tödlichen Viruserkrankung schnell in den Griff zu bekommen sei. Die Region, in der die Krankheit jetzt aufgetreten sei, habe bereits Erfahrung im Kampf gegen Ebola, sagte er. „Die Menschen dort wissen schon, was sie tun müssen, damit sich das Virus nicht weiter ausbreitet." (Bettina Rühl, ARD-Studio Nairobi, 2.6.2020)

Zum Kampf gegen das neuartige Coronavirus hatte der Präsident der Demokratischen Republik Kongo, Felix Tshisekedi, am 24. März den Ausnahmezustand erklärt und weitreichende Zwangsmaßnahmen verfügt. In einer landesweit an die 90 Millionen Kongolesen ausgestrahlten Fernsehansprache hatte der Präsident an die „heilige Einheit der Nation" appelliert und griff zu einem alten Slogan der kongolesischen Demokratiebewegung, leicht abgewandelt: „Gemeinsam werden wir das überwinden." Ab sofort sind Kongos Grenzen zu den Nachbarländern für den Personenverkehr geschlossen. Die gut 10 Millionen Einwohner zählende Hauptstadt Kinshasa, die Tshisekedi als „Epidemieherd" bezeichnete, wird von der Außenwelt abgeriegelt: Personenverkehr aus oder zum Rest des Landes ist untersagt, Flug- und Schiffsverbindungen werden gestrichen, Straßen gesperrt. Polizei und Armee überwachen die Einhaltung der Maßnahmen. In Kinshasa selbst sollen die Bezirksverwaltungen Hygienemaßnahmen ergreifen – beispielsweise öffentliche Einrichtungen zum Händewaschen mit Seife aufbauen, sehr wichtig in einer Megacity, deren Bevölkerung mit Ausnahme einer kleinen Elite weder sauberes Wasser noch eine öffentliche Stromversorgung zur Verfügung hat. Die Maßnahmen bedeuten, so sie denn konsequent durchgesetzt werden, einen erheblichen Einschnitt ins Leben der Kongolesen. (Dominic Johnson, Auszug aus: „Ausnahmezustand im Kongo", taz, 25.3.20)

*Die Demokratische Republik Kongo ist flächenmäßig der zweitgrößte Staat Afrikas, so groß wie zwei Drittel der Europäischen Union und etwas mehr als sechs Mal größer als Deutschland. Aufgrund seines Rohstoffreichtums könnte das Land eines der reichsten Afrikas sein, aber es gehört zu den ärmsten der Welt. Von den geschätzt 94 Millionen Einwohner*innen lebt die Mehrheit in größter Armut. Circa die Hälfte aller Kinder unter fünf Jahren ist unterernährt. Politische Instabilität, Kriege, Gewalt und Korruption prägen den Lebensalltag.*

*Ostern während der COVID-19-Pandemie: Bewohner*innen aus Staniatki, im Süden von Polen, warten am Ostersamstag auf den Priester, der heiliges Wasser auf die Gläubigen und mitgebrachte Speisen versprengen wird.*

Osterfeier per Video

In einer Krise, in der Distanz das Gebot der Stunde ist, ist es eine große Herausforderung, die Kommunikation aufrecht zu erhalten, vor allem über Ländergrenzen hinweg. Das hat auch unsere Autorin erfahren, die aus Polen zum Studium nach Kiel kam.

Daria Grzywacz

Der Ausbruch einer globalen Corona-Pandemie hat in den letzten Monaten den Alltag der Menschen weltweit sehr stark verändert. Dazu gehört auch die Art und Weise, wie wir während dieser Krisenzeit infolge der Ausgangs- und Kontaktbeschränkungen miteinander kommunizieren können. Als von immer mehr an Corona erkrankten Menschen und den ersten Todesfällen auch hier in Europa berichtet wurde, habe ich, genauso wie viele Freunde und Bekannte in meiner Umgebung große Unsicherheit und Verwirrung gespürt. Wir haben unterschiedliche Nachrichten und Informationen gehört, sowohl über die Krankheit und ihren Verlauf an sich als auch über die unterschiedlichen politischen Maßnahmen, die das gesellschaftliche Leben sehr rasch umstrukturiert haben. In den sozialen Medien, auf Facebook oder Whatsapp kursierten zahlreiche mehr oder weniger wissenschaftlich begründete Theorien darüber, wie die Situation der globalen Pandemie uns alle beeinflussen wird, und wie die einzelnen Länder damit umgehen (sollten). Der Informationsüberfluss und die sich zum Teil gegenseitig ausschließenden Nachrichten, die wir von verschiedenen Seiten bekommen haben, machen deutlich, was für eine wichtige Rolle Kommunikation in der Krisenzeit spielt. Vor allem wenn das Leben vieler Menschen weltweit gefährdet ist, und wir uns Sorgen um unsere Familienangehörige und Freunde machen, kann eine gelungene Kommunikation uns ein Gefühl von Halt und ein wenig Stabilität in dieser außerordentlich unsicheren Zeit geben.

Fotos: REUTERS (1), adpic (1), D. Grzywacz (1)

Für mich, die ihre Studienzeit im Ausland verbringt, war immer wichtig, meine Kontakte zu Familie und Freunden in meiner Heimat pflegen zu können. Dafür habe ich die Kommunikationsmöglichkeiten über das Internet als sehr hilfreich empfunden. Natürlich solange das Internet überhaupt funktioniert, was nicht immer der Fall ist. Ich studiere im vorletzten Semester Theologie an der Universität Kiel, komme aber ursprünglich aus Poznań in Polen, wo meine Familie noch wohnt. Trotz der Distanz hatte ich vor der Krise nie das Gefühl, sehr weit weg zu sein, weil ich als Studentin genug Freiraum hatte, um regelmäßig einige Male im Jahr nach Polen zu kommen. In der Zwischenzeit bleiben wir über Videoanrufe oder Messenger-Kurznachrichten in Verbindung. Natürlich ist es nicht leicht, alle Kontakte aufrecht zu erhalten, einfach auch, weil alle in verschiedenen Lebenssituationen sind, so können wir uns nicht immer persönlich treffen. Bis zur Coronakrise hatte ich aber immer die Perspektive, ziemlich unkompliziert nach Hause fahren zu können. Das hatte mir Kraft gegeben. An die etwa zehn Stunden im Zug oder Bus hatte ich mich längst gewöhnt.

Plötzlich waren Besuche nach Polen unmöglich

Als Polen 2004 in die Europäische Union aufgenommen wurde, war ich erst elf Jahre alt. Ich kann mich aber gut an dieses Ereignis erinnern. Es herrschte eine große Hoffnung auf eine stärkere Zusammenarbeit mit anderen Ländern und Erleichterung der Mobilität innerhalb des Kontinents. Vor allem durch Erweiterung der Schengen-Zone wurde es für immer mehr Europäer*innen leichter, in andere Länder zu kommen und dort auch zu leben, wovon auch ich in den letzten Jahren stark profitieren konnte. Es erschien mir fast selbstverständlich, mich in Europa frei bewegen zu dürfen. Bisher konnte ich Weihnachten und Ostern zu Hause in Polen verbringen. Seit Corona hat sich das geändert. Viele Länder wie Polen, haben aufgrund der Pandemie ihre Grenzen geschlossen beziehungsweise wieder Grenzkontrollen eingeführt. Familienbesuche wurden untersagt und in den Kirchen fanden keine Gottesdienste statt. So war ich besonders während der Osterzeit dankbar, mit meiner Familie mindestens über Videoanrufe in Kontakt bleiben zu können. Dabei ist klar, das ich hier als junge, gesunde Person, die den Zugang zu modernen Kommunikationsformen hat, aus einer sehr privilegierten Position spreche.

Durch mein Studium in Deutschland hatte ich die Möglichkeit, mir Gedanken zu machen, was Kommunikation für mich bedeutet und welche Aspekte der Kommunikation mir in dieser Zeit wichtig geworden sind. Besonders im Kontext meines Studiums und der Kirche habe oft die Erfahrung gemacht, die einzige Ausländerin im Raum zu sein, woran ich mich am Anfang gewöhnen musste. Im Blick auf die Sprache, fand ich hilfreich, zunächst einmal zu akzeptieren, dass es in Ordnung ist, nachzufragen, wenn mir etwas nicht klar ist. Ich finde es sehr wichtig, im Gespräch immer wieder nach einer gemeinsame Grundlage zu suchen und sich nicht entmutigen zu lassen, wenn dabei immer wieder Fehler passieren. Jede Person und jede Begegnung sind anders und bieten neue Möglichkeiten, sich besser kennenzulernen und Vertrauen aufzubauen.

Transparenz spielt eine wichtige Rolle

Ich denke, besonders in Krisenzeiten ist Kommunikation nicht nur zwischen Individuen, sondern auch auf gesellschaftlicher Ebene, etwa seitens der Regierungen oder Medien von großer Bedeutung. Dabei spielt Transparenz eine entscheidende Rolle. Sie bildet das Fundament für Vertrauen. Seit der Corona-Krise fällt auf, wie unterschiedlich jedes Land mit der Gefahr umgeht und dass viele Entscheidungen nicht für alle nachvollziehbar sind. Dazu kommt das Wissen, dass in jedem Land die Daten darüber, wie viele Menschen an Corona erkrankt und gestorben sind, unterschiedlich erfasst werden, sodass niemand mit Sicherheit sagen kann, auf welchem Weg wir uns gerade befinden. In Polen werden beispielsweise weniger Tests durchgeführt als in Deutschland, was den falschen Eindruck erwecken kann, die Lage dort sei im Vergleich zu Nachbarländern nicht so ernst.

Unabhängig davon bin ich sehr beeindruckt, wie Menschen sich seit dem Beginn der Corona-Krise füreinander einsetzen. Es haben sich sehr schnell Nachbarschaftshilfe-Gruppen gegründet, um diejenigen, die zur Risikogruppe gehören, beim Einkauf oder bei der Kinderbetreuung zu unterstützen. Mir gibt es Hoffnung, wenn ich an das medizinische Personal denke, das sich jeden Tag Gefahren aussetzt, um andere zu retten, und dabei oft schwere Entscheidungen treffen muss. Ich finde es auch ermutigend, wenn ich sehe, dass bestimmte Berufsgruppen, die oft zu wenig für ihren Einsatz gewürdigt werden, wie etwa Verkäufer*innen oder Alten- und Krankenpfleger*innen, nun mehr Beachtung finden. Ich bin allen Wissenschaftler*innen dankbar, die unermüdlich an der Entwicklung eines Impfstoffes arbeiten, um uns einen nachhaltigen Infektionsschutz zu sichern. Trotzdem erlebe ich oft Momente der Verzweiflung, wenn ich daran denke, was die Pandemiesituation für viele Menschen auf der ganzen Welt bedeutet, vor allem für diejenige, die ohnehin um ihre Existenz kämpfen müssen und marginalisiert werden. Die Welt ist nicht in Ordnung, und trotz der kleinen Hoffnungsmomente fällt jetzt besonders auf, wie viel Arbeit noch vor uns als Gesellschaften steht, damit alle in Kontakt bleiben und niemand vom Gespräch ausgeschlossen bleibt.

Daria Grzywacz *ist in Poznań in Polen geboren. Heute studiert sie evangelische Theologie an der Universität in Kiel und ist im Jugendbeirat des* Zentrums für Mission und Ökumene.

In der Krise zeigen sich neue Wege

Die lutherische Gemeinde in Koraput, im ostindischen Odisha, sucht in der Corona-Krise neue Wege der Kommunikation: Gottesdienste werden auf Facebook gestreamt und Gespräche finden während des Lockdowns auf dem Handy statt. Die größte Herausforderung bleibt die soziale Not.

Sophia Schäfer

Wo medizinische Mittel fehlen, ist Kreativität gefragt: Adivasi, Angehörige der indigenen Bevölkerung, nutzen Bananenblätter als Mundschutz.

Indien hat die Krise hart getroffen, auch wenn die veröffentlichten Zahlen das bisher nur andeuten: Es sind gut 116 000 Menschen positiv auf Covid-19 getestet, rund 71 000 sind genesen und etwa 4 700 gestorben (Stand 29.05.20) – vergleichsweise wenig bei einer Bevölkerung von derzeit 1,3 Milliarden Menschen. Hochrechnungen zufolge sollen bis Juli 500 Millionen erkranken.

Am härtesten sind die rund 20 Millionen Wander- und Gastarbeiter*innen betroffen. Denn in den Städten gibt es für sie in diesen Zeiten weder Arbeit noch Nahrung und Unterkünfte mehr. Ihren Weg nach Hause müssen sie zu Fuß zurücklegen, da kaum noch Züge und Busse fahren. Viele sind kurz vor dem Verhungern. Ohnmacht macht sich breit, in einem Land, in dem viele Krankenhäuser unterbesetzt sind und hygienisch mangelhaft geführt werden, dort kaum getestet wird und die teuren Medikamente nur den Reicheren zur Verfügung stehen. So können auch die Hygienemaßnahmen nicht eingehalten werden, wenn Millionen Menschen nicht einmal fließendes Wasser haben. Aber der Mobilfunk ist billig: häufig findet das soziale Leben für viele nun online statt. Auch zu den Morgenstunden von sieben bis zehn Uhr oder die eine Stunde am Abend, in denen die Menschen ihre Häuser zum Einkaufen mit Masken verlassen dürfen, ist Koraput im Lockdown leer wie eine Geisterstadt. Gerade werden die ersten Lockerungen getestet, deren Folgen noch nicht abzusehen sind. Hier im südwestlichen Odisha leben viele Adivasis, Menschen der Urbevölkerung Indiens mit eigenen Sprachen und Religionen, die ihre Erträge auf den Märkten verkaufen. Sie tragen zum Schutz Bananenblätter vor dem Mund.

Auf den Profilseiten der Pastoren sind alle Gottesdienste online abrufbar

Der Pfarrer der lutherischen Gemeinde Rabindra hört die Vögel auf dem Mission Compound wieder zwitschern. Sie wurden sonst vom Lärmpegel der großen Hauptstraße übertönt, die an der über 100 Jahre alten Kirche vorbeiführt. Jeden Sonntag feiern die drei town pastors mit dem Musiker Chintu Das hier ihren Gottesdienst. Während in Deutschland noch über den Sinn und die beste Form von Online-Gottes-diensten diskutiert wird, streamen hier bereits seit März wöchentlich über 500 Menschen ihre Gottesdienste, wie auf Facebook Biranchi Khosla, Lalu Pani und Rabindra Chetty: 45 Minuten singen, predigen, beten und segnen, alles wird live mitgeschnitten und gesendet. Wenn dann auf jedem Handy, auf dem der Gottesdienst als Video zu sehen ist, noch zwei oder drei Menschen mitschauen, sind das sogar mehr Teilnehmende als die sonstigen etwa 1 000 Menschen, die in den Sonntagsgottesdienst kommen. Auf den Profilseiten der Pastoren sind heute alle Gottesdienste online abrufbar, in chronologischer Reihenfolge.

Nachdem die indische Regierung die strengen Auflagen zur Verhinderung der Ausbreitung des COVID-19-Virus gelockert haben, suchten viele die Kirche auf.

Fotos: REUTERS/R. De Chowdhuri (1), S. Schäfer-Archiv (3)

Die Kirche im Herzen des christlichen Viertels ist sonst der Ort sozialer, diakonischer, kultureller Arbeit und Begegnung – nun ist sie zu, der Kirchplatz leer und still. Statt der Hausbesuche rufen einige Gemeindeglieder die Pastoren auf dem Handy an, um mit ihnen zu sprechen oder um ihren Segen zu bitten. Viele Menschen werden in diesen Zeiten vom Gebet getragen. Über die Jahre pfingstkirchlicher Einflüsse, die besonders Laien stärkte und Menschen hier zu nicht-institutionalisiertem Handeln motivierte, haben viele Christ*innen in Koraput gelernt, auch unabhängig von ihrer Kirche den Kontakt zu Gott und anderen Glaubenden zu pflegen: sie lesen gemeinsam in der Bibel, predigen für die umliegende Nachbarschaft, singen und beten im kleinen Kreis. Vorher war das undenkbar, da waren lokalen Gemeindepastoren für alle Belange der spirituellen Leitung zuständig. Noch heute sagen viele Menschen, sie könnten die Bibel nie allein – das heißt, nie ohne die Hilfe der Pastoren – verstehen. Die spirituelle Öffnung könnte in diesen Tagen dazu beitragen, dass Christ*innen sich als gemeinsam Betroffene verstehen – vereint im Gebet und mit helfender Hand. Diese äußere Krise könnte ein Motor sein, innerkirchlich den längst geschehenen Dominanzverlust zu akzeptieren und sich wieder aufs Kerngeschäft zu konzentrieren: Gebet, Predigt, Segen und Gemeinschaft der Glaubenden.

Gäbe es mehr Kooperationen, würden möglicherweise zusätzliche Kräfte für die diakonische Arbeit und Akte der Solidarität frei. Weil aber nun die Kollekte als Haupteinnahmequelle ausfällt, kommt die ehemalige Missionskirche in die Bredouille. Unsere Partner*innen wissen nicht, wie gerade die Dörfer ihre Pastoren ernähren sollen. Außerdem ist jetzt der Großteil der Gemeindeglieder arbeitslos und hat kaum Rücklagen. Jede Woche verteilt die kirchliche Jugend, aber auch der Bischof selbst in Koraput und Umgebung Essens- und Carepakete an Bedürftige. Manche fragen sich: Sollen sie nur Christen unterstützen oder alle Hungrigen? Aus Scham bitten ohnehin wenige darum oder erfahren gar nicht davon. Sie bleiben auf Nachbarschaftshilfe angewiesen.

Ich wünsche mir, dass wir über Länder- und Konfessionsgrenzen hinweg füreinander beten und uns mit aller Tatkraft gegenseitig unterstützen. Diese Krise kann Türen verschließen, aber auch unterschiedliche Wege der Kommunikation eröffnen.

In Kontakt bleiben während des Lockdowns, das ist den jungen Menschen in Koraput wichtig. Dazu gehört diese Aktion der Christian Youth Association (CYA) zu Beginn der Corona-Krise, um Menschen zu ermutigen.

Sophia Schäfer *(33) ist evangelische Theologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Tübingen. Derzeit promoviert sie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Für ihre Feldforschung lebte sie 2018 und 2019 zehn Monate in der Koraputer Gemeinde der Evangelisch-Lutherischen Jeyporekirche (JELC).*

Am Anfang war das Wort

Das Christentum ist eine durch und durch kommunikative Religion. Die Sprache, die Begegnung mit anderen, der Austausch zwischen Menschen und mit Gott sind in biblischen Geschichten zentral.

Lennart Schulz

Am Anfang war das Wort“, so heißt es im ersten Kapitel des Johannesevangeliums. „Das Wort“, wie man gemeinhin übersetzt, bedeutet im Griechischen viel mehr als im Deutschen. Gemeint ist darüber hinaus, dass am Anfang die Rede, die Lehre, der Sinn und der Gedanke waren. Die Bibel weist also auf verbale sowie nonverbale, in allen Facetten denkbare Kommunikation hin, die bereits am Anfang war. Sie ist der Wesenskern des Christentums, vor dessen Hintergrund verständlich wird, weshalb Jesus uns ansieht, Du zu uns sagt, mit und an uns handelt und wir befähigt sind, ebenfalls Du zu sagen. Zu anderen und zu Gott. Die Kommunikation bildet im Alltag der Gläubigen eine Struktur, ein Muster oder gar ein Ideal des Sprechens und Handels, die bereits so in der Bibel angelegt sind. Um diese biblische Anlage des Du, also einer gelingenden Kommunikation, soll es in diesem Essay gehen.

Gott sprach, um das Licht zu schaffen, das er dann auch Licht nannte. Dem ersten Schöpfungsbericht entsprechend endet die Schöpfung mit der Erschaffung eines Abbildes: dem Menschen. Mit ihm wird Kommunikation möglich. Gott spricht und nennt fortan nicht mehr bloß, sondern er spricht zu den Menschen und segnet sie. Kommunikation geschieht da, wo es ein Gegenüber und ein Miteinander gibt. Ohne Kommunikations-Gegenüber, dem allgemeinen Zu-jemandem, und ohne Kommunikations-Miteinander, ohne das Reden über etwas, ergibt das Wort keinen Sinn. Im Lichte dieser Erkenntnis erschließt sich der Begriff Kommunikation. Er ist mit dem lateinischen *communio* (dt. Gemeinschaft) bzw. *communis* (dt. gemeinsam, gemeinschaftlich) verwandt, und daran wird deutlich: Kommunikation geht über den bloßen Informationsaustausch hinaus. Es braucht die Gemeinschaft der Kommunizierenden und etwas, das Menschen verbindet. Das facettenreiche „Wort“ vom Anfang deutet also bereits an, was Jesus auf den Punkt bringt, indem er Gemeinschaft und Verbindung betont: „Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18, 20).

In der Kommunikation treffen unterschiedliche Perspektiven aufeinander

Die Autoren der Bibel sind sich der vielfältigen Ausdrucksformen dieser gelingenden Kommunikation be-wusst. Die Betenden klagen die Umstände ihres Lebens an und Missstände, die das ganze Volk betreffen. Gott wird in Zeiten der Not angerufen. Die Betenden sprechen ihm ihr Vertrauen aus. Ebenso gibt es Psalmen voll des Dankes, die mit einem großen Lob für Gott verbunden sind. Auch ohne eine unmittelbare Antwort Gottes fühlen sich die Betenden mit dem Angebeteten verbunden. Vielleicht ge-rade deshalb, weil diese Form der Kommunikation, die in allen Lebenslagen möglich ist, dazu führt, dass die Betenden ihrer eigenen begrenzten Weltsicht entzogen werden. Das Aufzeigen einer Perspektive ist in jedweder Kommunikation vorhanden. Religiöse Kommunikation spitzt die Perspektivierung zu, indem sie den Anfang und das Ende sowie das Mittendrin in einen größeren Sinnzusammenhang stellt.

Eine gelingende Kommunikation setzt auf Worte und Formen, die vom Gegenüber verstanden werden. Zu diesem Zweck werden Gleichnisse erzählt. In eine für das Gegenüber nachvollziehbare Realität gestellt, erlauben Gleichnisse den Alltag der Menschen zu reflektieren und theologisch auszudeuten. Um eine Vorstellung vom Himmelreich zu verstehen, reicht allein das Bild von einem kleinen Senfkorn, aus dem ein Baum entsteht, der alle Gewächse überragt. Die aus der Alltäglichkeit gewonnene Sprache der Gleichnisse entwickelt eine Dynamik, die über sich hinausweist: Das Geschehen ist nicht allein im Hier und Jetzt zu verstehen, es gibt nicht nur ein Senfkorn, das sprießt und aus dem ein Baum wächst. Stattdessen erlaubt diese Form der Kommunikation viel mehr, nämlich den Austausch über Zurückliegendes, Zukünftiges und Abstraktes, Erhofftes und Unerwartetes. Nur so ist verständlich, dass das Senfkorn dem Himmelreich gleicht. Kommunikatives Handeln öffnet den Raum, um nicht nur dem eigenen, begrenzten Denken verhaftet zu bleiben, sondern eigene Vorstellungen zu teilen und fremde Gedanken aufzunehmen.

Assoziationen zum

- *Wortbegriff (blau)*
- *Zitate (gelborange)*
- *Kommunikations-Instrumente und -Voraussetzungen (grün)*
- *Folgen von Kommunikation (rot)*
- *Verschiedene (rosa)*

Sprache hat viele Ebenen, tausendundeine Bedeutung und ist vielfarbig.

Abb.: ZMÖ-Bildarchiv (1), C. Wenn (1)

Wie bedeutungsvoll Berührungen sein sollen, zeigt sich in der Krise

Nahezu alltäglich und doch ebenso bedeutungsvoll stellt sich die nonverbale Kommunikation dar. Das Handauflegen ist eine Geste, die alltäglicher nicht sein könnte. Krisen, wie die gegenwärtige COVID-19-Pandemie, die das Handauflegen unmöglich machen, zeigen erst, wie bedeutungsvoll diese Geste ist. Und auch, wie belastend ein Vorenthalten von Berührungen sein kann. Menschen berühren sich ständig irgendwie. Sobald man das Auflegen allerdings nicht nebenbei macht, sondern es bewusst in den Vordergrund stellt, entfaltet es seine eigentliche Kraft. Die Berührung spendet Segen, sie hat kräftigende und heilende Wirkung. Die Bewegung wird nicht mechanisch durchgeführt, sondern kommunikativ zwischenmenschlich wirksam gemacht. Kommunikation findet nicht nur auf sprachlicher Ebene statt. Berührung und Bewegung, das Berühren-von-jemandem und eine Bewegung-zu-jemandem, sind kommunikative Elemente. Sie schaffen Gemeinschaft und zeigen einen gemeinsamen Weg auf.

Kommuniziert wird auf verschiedene Weise: durch den Auftritt eines Menschen, durch sein Sprechen, Berühren und dadurch, wie jemand reagiert. Ein Priester, der an einem Verwundeten vorbeigeht, kommuniziert nicht, er nimmt sein Gegenüber nicht wahr. Stattdessen zeigt er sich herablassend. Ein Samariter hingegen, der zu dem Verwundeten geht und ihn versorgt, zeigt sich barmherzig. Er tritt in Kommunikation mit dem Hilfsbedürftigen. Das Auftreten kann einerseits, wie beim Priester, ignorant, das Du verneinend, sein. Oder es kann, wie beim Samariter, das Du wahrnehmen, auf das Du Bezug nehmen und mit dem Du handeln. Nicht ohne Grund legt im Alten Testament die Magd Hagar größten Wert darauf, von Gott wahrgenommen und mit Du angesprochen zu werden. So stellt sie fest: „Du bist ein Gott, der mich sieht“ (Gen 16, 13).

„Gottes Wort wurde Fleisch". Dieses Bibelzitat aus dem Johannesevangelium findet sich in einem maltesischen Bus.

Die Taufe ist ein Ausdruck der Verbundenheit mit Gott

Der gemeinsame Weg ist ein kommunikativer Weg, der das Ansehen und die Wahrnehmung des Du voraussetzt. Wenn Jesus fordert, alle Völker auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes zu taufen, so erhält der Name eine besondere Bedeutung. Es gibt nicht die Taufe auf irgendetwas, sondern auf den dreieinigen Gott, der beim Namen genannt wird. Es gibt nicht die Taufe von irgendetwas, sondern die Taufe eines Menschen, der beim Namen genannt wird. Durch das Wahrnehmen der Person in seiner Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit, dem Du des Täuflings und dem Du Gottes, entsteht eine Gemeinschaft. Es ist, wenn auch nicht zwangsläufig, der Beginn einer Beziehung und der Kommunikation mit Gott. Es ist ein Ausdruck des Vertrauens, der Obhut und der Verbundenheit. Wir begehren zu wissen, mit wem wir uns gemeinschaftlich verbinden. So wollte Moses zu Recht Gottes Namen erfahren. Gott hat ihn offenbart. „Das ist mein Name auf ewig", spricht Gott (Ex 3, 15) und deutet an, dass sein Name, ja dass er als Gott nicht aufhört, ein kommunizierender Gott zu sein, auch wenn die Kommunikation hapert, Zweifel aufkommen oder jemand mit dem Glauben hadert.

Gelingende Kommunikation in der Bibel, so lässt sich folgern, ist immer und überall, in allen Lebenssituationen möglich. Sie entlässt die Kommunizierenden aus den Fängen des Unmittelbaren und führt sie über den Alltag hinaus. Man kann ohne Worte mindestens ebenso gut, vielleicht sogar intimer kommunizieren. Auch dabei wird deutlich, dass Kommunikation nicht ohne den anderen stattfinden kann.

Wenn in der Bibel gefordert wird, darauf zu achten, die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens zu wahren (Eph 4,3), dann zeigt sich, dass die friedvolle, einige Gemeinschaft eine ebenso fragile wie erhaltenswerte Errungenschaft ist. Woran liegt das? Erhaltenswert ist die Gemeinschaft, weil jeder in ihr gleichermaßen partizipieren kann. Es kommt nicht auf die Unterschiede, sondern auf das an, was verbindet, auf die wesentliche Gemeinsamkeit: Juden, Griechen, Sklaven, Freie, Männer und Frauen sind im Glauben an Jesus Christus gleich. Sie bilden die Gemeinschaft der Gläubigen, unabhängig von der Volks-, Standes- und Geschlechtszugehörigkeit. Sie kommunizieren miteinander, sie sagen Du und Ihr. Aber diese Kommunikation ist auch fragil. Das Ich zählt nicht mehr als das Du. Es heißt nicht, dass man sich mehr lieben soll als den Nächsten, sondern wie den Nächsten. Der Mord aus Neid am Bruder Abel verdeutlicht, wie instabil kommunikative zwischenmenschliche Beziehungen sein können. Die völlige Missachtung, der Kommunikationsabbruch, führt zum Brudermord.

Frieden ist da, wo die Kommunikation zwischen Menschen gelingt

Das Band des Friedens verbindet, wo Gemeinschaft ist, wo also kommuniziert wird – und wo Kommunikation gelingt. „Am Anfang war das Wort", damit beginnt das Johannesevangelium. Weiter heißt es: „Und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. […] Und das Wort ward Fleisch". Das Wort, die Kommunikation, die Gemeinschaft ist in Jesus Christus menschlich geworden. Er ist es, der zu jemandem spricht, Du und Ihr sagt und am Du handelt. Er ist es, in dessen Namen wir, die Kirche, als Gemeinschaft verstehen und als weltweite, kommunizierende Gemeinschaft zu leben versuchen. Auf dieses Verständnis und den Versuch kommt es an, um den gefährlichen sinnbildlichen Brudermord zu vermeiden, dem oft eine Herabwürdigung des Anderen vorausgeht. Kommunikation gelingt, wo sich Menschen umeinander kümmern, wo sie einander zuhören, sich gegenseitig wahrnehmen, respektieren und akzeptieren. Wo niemand nur sein Ich, sondern ebenso das Du, Ihr und Wir in den Blick nimmt. Sie gelingt da, wo Menschen sich betend an Gott wenden. Es gibt Situationen, in denen wir nur vom Ich sprechen können, weil wir meinen, in keiner Kommunikationsbeziehung mehr zu sein. Es sind Situationen, in denen man sich verlassen fühlt, nicht wahrgenommen, missachtet, im übertragenen Sinne gekreuzigt. Die Bibel verspricht aber, dass das freiwillige oder gezwungene Zurückgeworfensein auf das Ich überwunden wird, dass Kommunikation immer möglich ist. Sie verspricht, dass neben dem Ich immer ein Du steht. Nicht umsonst ruft Jesus am Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, warum hast DU MICH verlassen?" (Mk 15, 34). Auch in der höchsten Not spricht Jesus zum Gegenüber. Zwar klagt er das Du an, doch immerhin sagt er Du und nicht bloß Ich. Er ist nicht vollkommen verloren, sondern weiß um den Fortbestand seiner Beziehung zum Du, seinem Vater und Gott.

Die Bibel verspricht, dass am Anfang ein Wort, ein Gedanke, ein Sinn war, der Fleisch wurde. Ein Mensch, der unser Du ist und uns mit Du anspricht. Auf dieses Du des Anfangs dürfen wir uns immer berufen, um überall in der Gemeinschaft anderen Menschen als Du begegnen zu können: „Und siehe, ICH bin bei EUCH alle Tage bis an der Welt Ende" (Mt 28, 20).

Lennart Schulz
(25) studiert evangelische Theologie in Göttingen. Er engagiert sich in den ökumenischen Netzwerken der Nordkirche und nimmt an einem weltweiten lutherischen Studienprozess teil.

Abb.: C. Wenn (1), Fotos: Wikimedia (1), L. Schulz (1)

vorne (v.l.n.r.): Helena Funk, Antonia Meinert, Helena Bertling, Luise Heitkamp, Judith Bollongino, hinten (v.l.n.r.): Susanne Kunsmann, Christian Wollmann, Christian Bieck, Jens Haverland, Danielle Forthmann, Lisa Paulsen, Hanna Lange, Brigitta Seidel

„Wir bringen Erfahrungen mit, die für das Werk wichtig sind"

Im Dezember 2019 hat sich im *Zentrum für Mission und Ökumene* eine neuer Jugendbeirat gegründet. Die Impulse junger Erwachsener sollen stärker als bisher gehört werden und die Arbeit des Werkes prägen.

Helena Bertling

Seit nun vier Jahren zählt das *Zentrum für Mission und Ökumene* (ZMÖ) zu einem der Orte, an denen ich mich ehrenamtlich engagiere. Diese Zeit hat mich um viele Erfahrungen reicher gemacht. Was nicht zuletzt am Austausch mit anderen Menschen liegt, die dem Zentrum verbunden sind. Ich habe inhaltlich Neues lernen können, bin durch Gespräche ins Nachdenken gekommen und habe eigene Erfahrungen weitergeben können. Das Ökumenezentrum ist für mich vor allem ein Ort, an dem viele verschiedene Menschen zu unterschiedlichsten Themen in Austausch treten und ich jedes Mal aufs Neue bereichernde Situationen erlebe. Damit die Arbeit des Zentrums für junge Menschen noch besser zugänglich wird, gibt es seit Dezember 2019 einen neuen Jugendbeirat. Zu ihm gehören etwa zehn junge Menschen, die durch bestimmte Erfahrungen, zum Beispiel durch einen Freiwilligendienst oder der Teilnahme an einer ökumenischen Fortbildung mit dem Haus verbunden sind.

Ziel des Jugendbeirates ist es, im Zeitraum von Dezember 2019 bis zur Generalversammlung im August 2021, die Strukturen des Zentrums in den Blick zu nehmen und ein Konzept zu erarbeiten, das es jungen Erwachsenen erleichtert, sich ehrenamtlich in verschiedensten Bereichen zu engagieren. Als beobachtende Personen haben wir Ende Februar bereits einen Tag im *Zentrum für Mission und Ökumene* verbracht, um die Strukturen besser zu verstehen und verschiedene Referent*innen kennenlernen zu können. Einige von uns sind bereits in Gremien oder Ausschüssen aktiv, andere engagieren sich vor allem in der Rückkehrendenarbeit des Freiwilligenreferates. Somit können wir unsere bisherigen Erfahrungen zusammentragen und aus verschiedenen Blickwinkeln überlegen, was es braucht, um Jugendengagement in allen Bereichen zu fördern. Zusätzlich würden wir gerne als Vermittler*innen für junge Erwachsene fungieren, die sich im Zentrum engagieren wollen. Wir wollen ihnen dienen und ihnen helfen, sich in den Strukturen des Werkes zurechtzufinden – und sich von diesen nicht abschrecken zu lassen.

Fotos: C. Ebeling (1), H. Bertling (1)

Keine Quote für junge Menschen, sondern Veränderung durch Strukturwandel

Nach meinem Freiwilligendienst in Tansania, den ich 2016/2017 im Rahmen der internationalen Stipendien- und Freiwilligenprogramme des *Zentrums für Mission und Ökumene* absolviert habe, engagierte ich mich vor allem in der Rückkehrendenarbeit und durfte 2019 mit anderen jungen Menschen zu Gast bei der Generalversammlung sein. Vor der Versammlung des höchsten Leitungsorgans haben wir bereits eine Einführung in die Strukturen des Zentrums erhalten und während der zwei Tage immer wieder Zeit gehabt, um Fragen zu stellen und uns auszutauschen. Dies half mir, mich zurechtzufinden. Als im gleichen Jahr dann die Ausschüsse neu gewählt wurden, hatte ich kurz überlegt, mich in einem Ausschuss zu engagieren. Mich haben aber dann mehrere Dinge verunsichert, die mich letztlich von diesem Schritt abgehalten haben. Einerseits werden Mitglieder für sechs Jahre in die Ausschüsse gewählt, was mir bei meiner, doch relativ unsicheren, zukünftigen Lebenssituation eher schwierig vorkommt. Zudem studiere ich nicht in Hamburg, was den Anfahrtsweg zu den einzelnen Treffen zeitaufwendig machen würde. Und schließlich habe ich mich auch davon abschrecken lassen, dass ich kein theologisches Vorwissen mitbringe und mit Sicherheit die Jüngste im Ausschuss wäre. Die Mitarbeit im Jugendbeirat ermöglicht es mir nun, durch eigene Ideen, das Engagement auch für andere zu erleichtern. Wichtig ist dabei, dass Jugendpartizipation eben nicht durch eine Quote oder ähnliches erhöht wird, sondern nachhaltig durch Strukturveränderungen.

Auch der Austausch zwischen Generationen bringt neue Denkweisen hervor

Warum sollte Jugendpartizipation denn überhaupt gefördert werden? Ich persönlich kann immer nur als ehemalige Freiwillige sprechen. Mein Freiwilligendienst bedeutet für mich die Auseinandersetzung mit vielen neuen Situationen, etwa mit einer neuen Sprache und mit anderen Menschen. Ich habe angefangen meine eigene Rolle und meine Privilegien in dieser Welt zu kritisch zu hinterfragen. Auf diesem Weg habe ich eine Gemeinschaft aufbauen können, aus der sich viele heutige Freundschaften ergeben haben. Dieser Austausch von Erfahrungen gehört für mich zu den wichtigen Bausteinen meiner „ZMÖ-Reise". Ich denke, dass wir alle, ob es nun ehemalige Freiwillige sind, oder nicht, so viele Ideen und Erfahrungen mitbringen, dass wir für die Arbeit des *Zentrums für Mission und Ökumene* wichtige Impulse liefern können. Denn durch einen Austausch, egal auf welcher Ebene, kommen immer wieder verschiedene Denkweisen zusammen, die in ihrer Synthese eine ganz neue, vorher verborgene Erkenntnis hervorbringen können. Ich persönlich habe die Erfahrung gemacht, dass gerade ein Austausch zwischen verschiedenen Generationen für alle Parteien sehr inspirierend sein kann. Von meinem Engagement im Jugendbeirat erhoffe ich mir also, dass anderen jungen Erwachsenen der Zugang zum ehrenamtlichem Engagement erleichtert und dieser Austausch so weiter gefördert wird.

Es sind verschiedene Motivationen, die uns antreiben. Mich persönlich interessiert vor allem auch die kritische Perspektive auf Freiwilligendienste und Partnerschaftsarbeit im Allgemeinen. Ich denke zum Beispiel häufig darüber nach, inwieweit ein „Austausch auf Augenhöhe", etwa aufgrund kolonialer Machtstrukturen, überhaupt möglich sein kann. Ich sehe nach wie vor die Gefahr, diese Machtstrukturen einfach stetig zu reproduzieren, anstatt sie abzubauen. Ich denke, dass mir die Arbeit im Jugendbeirat auch dabei helfen wird, die Strukturen des *Zentrums für Mission und Ökumene* mit seinen Partnerschaftsbeziehungen besser kennenlernen und im Zuge dessen auch weiter hinterfragen zu können. Dann habe ich auch die Möglichkeit, meine Fragen und Bedenken mit genug Hintergrundwissen äußern zu können.

Helena Bertling
(21) studiert Sozialwissenschaften und Geographie in Göttingen. Von 2016 bis 2017 war sie als Freiwillige in Himo/ Tansania. Sie engagiert sich für Klimagerechtigkeit und ist im Jugendbeirat.

Auf der Suche nach dem „besseren Normal"

Die Corona-Pandemie hat auch Auswirkungen auf den Austausch mit den Partnerkirchen. Er ist so intensiv wie selten zuvor. Vielleicht auch, weil neue Kommunikationswege stärker genutzt werden. Das ist eine Chance.

Christian Wollmann

Wie wir unseren missionarischen Auftrag mit Leben füllen wollen, erschließen wir uns in der Auseinandersetzung mit der aktuellen Lebenswelt. Zurzeit ist diese durch „Corona" bestimmt. COVID-19 nimmt und bedroht Menschenleben weltweit. Die Pandemie stellt das vermeintlich Normale in Frage, indem sie seine Bruchstellen ins helle Licht zwingt: Abhängigkeitsverhältnisse etwa oder den Kampf um Information und Desinformation. Gerade dadurch kann diese Krise zugleich kritisches Fragen und vielleicht sogar Veränderungen zum Besseren bewirken.

Wie kann und soll das ‚neue Normal' aussehen, und was ist unser Beitrag dazu? Das fragen wir uns auch im *Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit.* Hier wäre manches zu sagen. Ein wesentliches Element jedoch ist unsere Kommunikation, über die wir auch in dieser Ausgabe der *weltbewegt* nachdenken wollen.

Vielleicht können neue Kommunikationswege Begegnung ermöglichen, die keine Abhängigkeiten schafft? Wir erleben den Austausch mit den Partnerkirchen gerade als so intensiv wie selten zuvor. Hin und her gehen Anteilnahme und Inspira-tionen über die social media. Videobotschaften aus aller Welt wurden in unsere Videogottesdienste eingefügt und wieder weltweit geteilt. In unseren Hausrunden schalten wir Freund*innen etwa aus Indien oder Papua-Neuguinea zu. Wir führen Webinare durch und planen internationale Videokonferenzen.

In diesen Tagen entdecken wir neue digitale Kommunikationswege und haben plötzlich die Aussicht auf einen noch intensiveren Austausch mit den Partnern, gemeinsames theologisches Denken und Weltgestalten. Multilaterale Begegnungen erscheinen realisierbar, für die es sonst aus finanziellen und ökologischen Gründen immer weniger Möglichkeiten gibt. Und, was noch wichtiger wäre: Vielleicht können uns diese Kommunikationswege helfen, Begegnung zu ermöglichen, die keine Abhängigkeit schafft. Denn schon die Übernahme der Reisekosten begründet im schlechten Falle Abhängigkeiten, verpflichtet zu Dankbarkeit und beschränkt den Austausch von widerstreitenden Positionen. Vielleicht können uns die digitalen Wege helfen, den Stimmen Raum zu geben, die bisweilen an den Rand geraten. Denn eine digitale Begegnung ist nicht beschränkt auf eine kleine Delegation.

Sehr deutlich tritt auch unsere Verantwortung zu Tage, für gute Kommunikation zu sorgen. Wo Informationskriege ausgefochten werden und Grenzen sich verhärten, wollen wir den regelmäßigen Austausch verstärken. Durch unsere weltweite Vernetzung haben wir dafür das Potenzial. Auch den theologischen Streit wollen wir dabei nicht meiden.

Unser neues Normal soll die durch die neuen digitalen Wege intensivierte Kommunikation mit den weltweiten Geschwistern sein, die ein Ausdruck von Gleichwertigkeit ist, Ausgrenzung vermeidet und die Überwindung von Abhängigkeitsverhältnissen befördert. Und das neue Normal soll unser gemeinsames Engagement für wahrhaftige und diskursive Kommunikation weltweit sein.

Ich wünsche allen Leser*innen viel Freude an dieser Ausgabe von *weltbewegt* und am Mitdenken über unserem Glauben und der Zeit angemessene Wege und Formen der Kommunikation.

Gott behüte alle, deren Leib und Leben durch Corona oder seine Folgen bedroht ist! Und er stärke alle, die sich in Liebe für sie einsetzen.

Dr. Christian Wollmann *ist Direktor des* Zentrums für Mission und Ökumene.

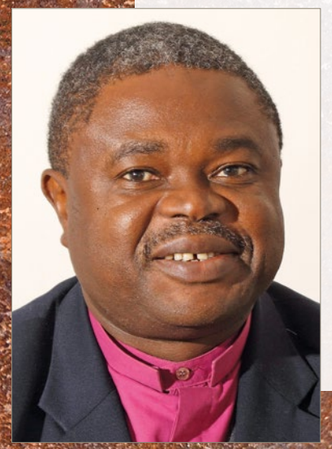
Fotos: adpic (2), C. Wenn (1), Grützmann (1)

„Lasst uns in Kontakt bleiben und uns gegenseitig ermutigen"

Bischof Dr. Alex Malasusa **schrieb diesen Brief an seine Partner Ende März. In der Zeit wurden gerade die ersten COVID-19 Infizierten aus Dar es Salaam gemeldet. Über die heutige Zahl der Erkrankten herrscht Unklarheit. Der tansanische Präsident John Magufuli negiert die Gefährlichkeit des Virus und hat eine Veröffentlichung der Fallzahlen untersagt.**

Liebe Schwestern und Brüder,

das Coronavirus verbreitet sich schnell und betrifft immer mehr Länder. Der Höhepunkt scheint noch nicht erreicht. Immer noch werden aus allen Ländern der Welt neue Todesfälle gemeldet. Es gibt viele Menschen, die sich angesichts der Pandemie ohnmächtig fühlen.
Lasst uns nicht die Hoffnung verlieren. Lasst uns auf Gott vertrauen und auch darauf, dass er unsere Gebete und das Gute, das wir tun, annimmt. Lasst uns täglich zu ihm beten. Denn ohne unser Gebet werden alle unsere Taten fruchtlos und leer sein.
Einige Menschen fühlen sich in diesen Zeiten verloren und einsam. Da kann die Erinnerung helfen, dass es einen gab, der noch verlorener und einsamer war als wir. Wir können diese Menschen, die sich einsam und verloren fühlen, auch begleiten und ein Stück des Weges mit ihnen gehen. (Natürlich nur, soweit dies möglich ist, ohne sich selbst durch Ansteckung zu gefährden).
Lasst uns für die Menschen beten, die an dem Coronavirus erkrankt sind oder auch unter einer anderen Krankheit leiden. Lasst uns dafür beten, dass sie mit neuer Kraft und Stärke gesegnet werden.
Wir beten darum, dass wir mit Hilfe unseres Herrn Jesus Christus gestärkt aus der Krise kommen und irgendwann wieder ein Leben führen können, das nicht von diesem Virus bedroht ist. Zu Ostern erinnern wir uns immer an beides: sowohl an die Leiden unseres Herrn Jesus Christus als auch an die Auferstehung als Zeichen dafür, dass es in und durch Gott immer eine Zukunft geben wird.



„Und ob ich schon wanderte im finsteren Tal, fürcht' ich kein Unglück, denn du bist bei mir".
(Psalm 23,4)

Gott segne Euch. Lasst uns in diesen schwierigen Zeiten in Kontakt bleiben und uns gegenseitig ermutigen.

Bischof Dr. Alex G. Malasusa, Evangelisch-Lutherische Kirche in Tansania (ELCT), Dar es Salaam, 26. März 2020

Da die Menschen wegen des Lockdowns in den Armenvierteln weder arbeiten noch einkaufen können, werden in der Kindertagesstätte Essenspakete und für die Kinder Lernmaterialien verteilt.

Wie durch ein Brennglas werden gesellschaftliche Probleme sichtbarer

Obwohl die Zahl der Corona-Infektionen in Argentinien verhältnismäßig gering ist, sind die Bewohner der Armenviertel in Quilmes/Buenos Aires stark von der Ausbreitung des Virus betroffen. Inzwischen wurden bereits erste Viertel abgeriegelt. Mit dramatischen Folgen für die Bewohner. Mitarbeitende der dortigen evangelischen Kindertagesstätte, die wegen der Pandemie vorübergehend schließen musste, wollten nicht tatenlos zusehen und verteilen nun Essenspakete.

Ulrike Plautz

Kein fließend Wasser, Lebensmittelmangel und fehlende Einkünfte bestimmen die Lage. Familien wissen mittlerweile nicht mehr, wie sie die Kinder ernähren sollen. Ende Mai hatten argentinische Behörden nun den Zugang zu einem Armenviertel in Quilmes, einem Vorort von Buenos Aires, gesperrt. Trotz weiterhin strenger Quarantäne-Maßnahmen im ganzen Land mehrten sich in den Armenvierteln die Corona-Infektionsfälle. Deshalb hatten die Behörden diese drastische Maßnahme ergriffen, die mindestens drei Wochen gelten soll. „Das ist natürlich ein riesiges Problem für alle, die hier leben“, erklärte Claudia Lohff, Leiterin der evangelischen Kindertagesstätte in Quilmes. Hier werden vor allem Familien unterstützt, die aus den umliegenden Elendsvierteln kommen. „Wenn keiner mehr rein oder raus kann, kann auch niemand seinen Lebensunterhalt verdienen.“ Die meisten Bewohner*innen in den Armenvierteln verdienen ihr Geld als Tagelöhner oder als Straßenverkäufer, Näherinnen, Hausangestellte, im informellen Sektor durch Schwarzarbeit oder sind „Cartoneras“, Müllsammler. Unter diesen Bedingungen leben in Argentinien mehr als vier Millionen Menschen, also jeder zehnte. Das, was sie bekommen ist nicht viel. Aber es reicht, um für einen Tag Essen zu kaufen und die Familie versorgen zu können. In Zeiten der Quarantäne fallen nun diese ohnehin geringen Einkünfte weg. „Da gibt es auf der einen Seite die Angst vor Corona und auf der anderen den Kampf ums tägliche Überleben.“ Claudia Lohff kennt die Sorgen und Nöte der Familien, deren Kinder zu ihr in die Tagesstätte kommen.

Illusion, dass Hygienemaßnahmen eingehalten werden können

Erschwerend hinzu kommt die Wohnsituation in den Villas, den Armenvierteln. Hier leben die Menschen dicht an dicht. Zudem sind die hygienischen Bedingungen oft sehr mangelhaft. Wo es nur stundenweise fließendes Wasser gibt, oder manchmal auch tagelang gar keins, ist regelmäßiges Händewaschen nicht möglich. Und Desinfektionsmittel sind Luxusware. Selbst auf der Gesundheitsstation gibt es nicht ausreichend Schutzmasken. Da ist es eine Illusion zu glauben, dass die vorgeschriebenen Hygienevorschriften eingehalten werden können. Das Virus kann sich dann in Windeseile ausbreiten. Trotzdem gibt es nach Aussagen von argentinischen Epidemiologen keine Alternative zur strikten Ausgangssperre - auch wenn Argentiniens Gesundheitssystem zu den besten Lateinamerikas gehört. „Wie durch ein Brennglas zeigt die Corona-Krise und die damit verbundenen Folgen das, was ohnehin schon ein großes Problem in der Gesellschaft ist“, so Claudia Lohff. Die Pandemie macht die strukturellen Probleme der Gesellschaft sichtbarer. Obgleich das Krisenmanagement der Regierung bisher im Vergleich zu anderen lateinamerikanischen Ländern erfolgreich verläuft, ist die Krise eine Zerreißprobe fürs das Land. Bereits vor Ausbruch der Corona Pandemie stand Argentinien durch eine Wirtschaftskrise am Rande eines Staatsbankrotts. Wie sich die Folgen des Lockdowns nun weiter auf die Gesellschaft auswirken, ist nicht abzusehen. Fest steht, es wird nicht leichter werden, für die Menschen in Argentinien. Vor allem nicht für die Armen.

Nun verteilen Erzieherinnen Grundnahrungsmittel

In dieser Situation hat die evangelische Kindertagesstätte in Quilmes ihren Betrieb sofort umgestellt und bietet seit mehreren Wochen eine Essensausgabe für die Bewohner*innen an. Bisher hatten die Kinder hier dreimal am Tag ihre Mahlzeiten bekommen. Es gab in der Kindertagesstätte ein eigenständiges Modul, das sich nur mit Ernährung befasst, all das fiel weg, nachdem die Tagesstätte wegen des „Lockdowns“ schließen musste. „Nun, da die Mütter nicht einmal mehr einkaufen können, müssen wir einspringen“, erklärte die engagierte Kita-Leiterin. Im großen Umfang werden Grundnahrungsmittel und andere wichtige Haushaltsgegenstände wie Seife oder Desinfektionsmittel eingekauft und alle drei Wochen kostenlos verteilt. „Was man nicht vergessen darf. Wir kämpfen nicht nur gegen das Coronavirus sondern auch gegen das lebensgefährliche Dengué-Fieber, dass durch Mücken verbreitet wird“, erklärte Claudia Lohff. Die Warteschlange bei den Ausgabestellen ist jedes Mal lang.

Zu erreichen sind die Familien nur übers Mobiltelefon. „In den Villas gibt es kein freies WLAN und kaum Haushalte, die Zugang zum Internet haben“, so Claudia Lohff. Um den Kontakt aufrecht zu halten, haben die Erzieher*innen ihre Botschaft an Kinder und Eltern dann auch so verschickt, dass man sie auf dem Handy empfangen kann.

Noch ist kein Ende der Ausgangsbeschränkungen abzusehen, „aber wir wissen schon, dass die Schule und andere Einrichtungen für Kinder zu den Einrichtungen gehören, die zuletzt wieder zur Normalität zurückkehren werden. Was das im Einzelnen für unsere Arbeit bedeutet, können wir nur Stück für Stück begreifen“, erklärte die Leiterin der Einrichtung, die dem *Zentrum für Mission und Ökumene* eng verbunden ist, nicht zuletzt auch als Einsatzstelle für das Freiwilligenprogramm. Mehr denn je sei die Unterstützung unentbehrlich, damit die Tagesstätte weiterbestehen und – wenn es erst einmal so weit sein wird – ihre Türen wieder weit öffnen kann. Die Überbrückung werde, auch in finanzieller Hinsicht, nicht leicht sein.

„Aber“, so Claudia Lohff, „zwei Dinge wissen wir mit Sicherheit schon jetzt: Wir tun alles, was uns möglich ist, um die Beziehung zu den Kindern und ihren Familien lebendig zu halten und sie spüren zu lassen, dass wir sie nicht vergessen und für sie da sind“.

Fotos: adpic (1), C. Lohff-Blatetzky (2)

Claudia Lohff-Blatezky *ist Leiterin der Kindertagesstätten der Evangelischen Gemeinde in Quilmes, einem Vorort von Buenos Aires. Hier werden vor allem Familien unterstützt, die aus den umliegenden Elendsvierteln kommen.*

„Vergiss nicht, dass wir dich sehr lieb haben“

Hallo liebe Kinder und Familien!

Zurzeit müssen wir zu Hause bleiben.
Nur auf diese Weise könnt ihr euch selbst und die anderen schützen.
Wir wollen euch dabei Gesellschaft leisten und euch bitten:

Vergesst nicht jeden Tag zu lachen;
eure Familie zu umarmen und euch umarmen zu lassen;
in der Sonne zu spielen;
mit unsichtbaren Stiften einen tausendfarbigen Regenbogen zu malen;
zu singen, zu tanzen und herumzuspringen bis ihr müde seid;
den Mond und die Sterne anzuschauen;

Geschichten für einander zu erfinden;
für euer Brot (und euer Essen) Dank zu sagen
und für jeden neuen Tag.

Und dabei leisten wir euch Gesellschaft, machen uns gegenseitig Mut,
spüren, dass wir einander nahe sind.
Vergiss nicht, dass wir dich sehr lieb haben!!!

Und wenn diese Zeit vorüber sein wird, treffen wir uns wieder
und verbringen gemeinsam wunderschöne Momente.
Bis bald!!

Die Kindertagesstätten “Los Angelitos” und “El Arca de los Niños”

Diesen Brief hatten Erzieher*inngen der evangelischen Kindertagesstätten in Quilmes bereits zu Beginn des Lockdowns am 24. April zur Ermutigung an die Kinder geschickt.

Glaube an eine Gemeinschaft über alle Grenzen hinweg

Nachruf auf Dr. Christel Buttler

Jürgen Bollmann

Dr. Christel Buttler, (1936 - 2020)

Am 1. März 2020 ist Frau Dr. Christel Buttler nach schwerer Krankheit erlöst gestorben. In ihrer Kirche, der St. Marienkirche in Altona, haben wir, die große Gemeinde der Grenzen sprengenden Mission Gottes, gemeinsam mit ihrer Familie am 13. März unmittelbar vor den Corona bedingten Einschränkungen Abschied genommen. Obgleich katholisch beheimatet, war sie auch der Kirche ihres Mannes treu. Sie gehörte zu uns, zu denen, die sich in der Nachfolge Jesu Christi für die Solidarität unter den Menschen einsetzten.

Im September 1936 wurde sie in einem katholischen Elternhaus in Aachen geboren. Schon den dritten Geburtstag musste sie in Königsberg feiern, wohin ihr Vater, ein Jurist im Zollamt, der beharrlich an den katholischen Prozessionen statt an den Nazi-Aufmärschen teilnahm, „versetzt“ wurde. Als Soldat im Urlaub gelingt es ihm, die Familie „auf Besuch“ zu Verwandten nach Westfalen zu schicken, wo Christel sich in Schule, Internat und dann Medizinstudium in Köln auf ein sozial engagiertes Leben vorbereitete. Schon 1968, mitten im Biafra-Krieg, half sie in einem katholischen Krankenhaus in Sierra Leone, die „Biafra-Babys“ medizinisch zu versorgen. Die Weichen für ein „Leben für andere“ waren gestellt. In Liverpool folgte die Ausbildung in Tropenmedizin und anschließend die Praxis in einem katholischen Ordenskrankenhaus nahe Tunduru im Süden Tansanias.

1974 zurück in Köln entschied sie sich, dem Leben eine neue Wende zu geben mit Hilfe einer Anzeige in der FAZ: Witwer mit Kindern (!) angenehm. 1975 heiratete sie den Witwer Paul-Gerhardt Buttler mit seinen sechs (!) Kindern und zog nach Hamburg. Das Bild des japanischen Künstlers Sadao Watanabe „Der Auferstandene am See Tiberias“ hing seitdem in der Wohnung.

Schnell beheimatete sie sich und setzte, so scheint es, ihr soziales Engagement als Katholikin wie selbstverständlich ökumenisch fort: in der Liebe zu den Kindern und im Kampf um Gerechtigkeit – die Südafrika-Arbeit des Ev. Frauenwerks in Hamburg ist ohne Christel im großen Kreis der entschiedenen Frauen nicht vorstellbar gewesen.

Ganz oder gar nicht – das könnte ihr Motto gewesen sein. Kompromisslos für die Leidenden dieser Welt, dabei beharrlich, absolut verlässlich, neugierig auf andere Menschen, wirklich anteilnehmend und ihnen freundlich zugewandt und bescheiden, ohne sich als Frau des Direktors des Missions-entrums zu verstecken. So behalte ich Christel Buttler in Erinnerung. Eine Freundin, die an den Auferstandenen glaubte, der Gemeinschaft stiftet über alle Grenzen hinweg.

Jürgen F. Bollmann, Propst i.R., war von 1998 bis 2016 Vorstandsvorsitzender des Zentrums für Mission und Ökumene.

Nachrichten

Referentin für Entwicklungspolitische Bildungsarbeit

Diana Sanabria-Ramirez ist neue Referentin für Weltwirtschaft in der entwicklungspolitischen Bildungsarbeit im *Zentrum für Mission und Ökumene*. Die Juristin war zuletzt als Dozentin an der Universität Hamburg tätig, ihr Schwerpunkt: Rechtliche Bewältigung von Umweltkonflikten in Lateinamerika. In dem Rahmen hat sie sich intensiv u.a. mit Wirtschaftsrecht, Menschenrechten, Handelsabkommen, Landreform und Klimawandel befasst. Die gebürtige Kolumbianerin komme „aus einem Land, in dem viele im weltweiten Handel aktiven Unternehmen angesichts eines schwachen und manchmal korrupten Staats die Menschenrechte missachten und die Natur zerstören“, so Diana Sanabira-Ramirez. Bereits während ihres Studiums an der katholischen Universität Santo Tomas/Kolumbien hat sich die vielfach engagierte Anwältin u.a. an gesellschaftlichen Projekten zur Unterstützung von Flüchtlingen und Opfern des Klimawandels engagiert. Dabei hat sie die „Sorge für Umwelt und Menschenrechte“ stets als „komplexe Herausforderung“ begriffen, „die integrale und globale Lösungen erfordert“. Eine Aufgabe, für die sie sich im Rahmen ihrer Arbeit beim *Zentrum für Mission und Ökumene* einsetzten möchte, weil sie sich der „christlichen Ökumene verbunden“ fühlt.

Stipendien- und Freiwilligenreferat

Katharina Lehner hat ihre Arbeit als Sachbearbeiterin im Stipendien- und Freiwilligenreferat im *Zentrum für Mission und Ökumene* begonnen. Zuvor war sie als Assistentin im Hochschulmanagement der Bucerius Law School in Hamburg tätig. Andere Länder und Kulturen haben sie schon immer interessiert, so war sie von 1998 bis 2006 in Chicago am Visaoffice am wissenschaftlichen Institut „Fermilab“ tätig und hatte anschließend mit ihrer Familie in Zürich gelebt. Die Mutter von zwei Kindern reizt die Arbeit mit Freiwilligen, „die ähnlich alt sind wie meine Jungs“. So freut sie sich auf die Arbeit im *Zentrum für Mission und Ökumene* besonders auf die Vielfalt der Begegnungen. „Der Austausch mit Menschen aus anderen Ländern und Kulturen, das ist vor allem in heutiger Zeit enorm wichtig“, so Katharina Lehner.

Partnerkirchen in Corona-Not: Nothilfefonds eingerichtet

Das *Zentrum für Mission und Ökumene* in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche) hat einen Nothilfefonds eingerichtet, um die von den Folgen der Corona-Pandemie betroffenen Partnerkirchen der Nordkirche in Afrika, Indien, Lateinamerika, Ostasien, Osteuropa und dem Mittleren Osten finanziell zu unterstützen. Zugleich ruft die Nordkirche zu Spenden für Hilfsmaßnahmen in ihren Partnerkirchen auf. „In vielen unserer Partnerkirchen spitzt sich die Situation zu, die Not wird täglich größer“, sagt der Direktor des *Zentrums für Mission und Ökumene*, Dr. Christian Wollmann. So fehle es unter anderem an Krankenhausausstattung und Hygieneartikeln. Außerdem erleiden viele Menschen in den Partnerkirchen Hunger. Die Kirchen wissen zudem nicht, wie sie ihre Mitarbeitenden bezahlen sollen, so Wollmann weiter. Als erste Soforthilfe hat das *Zentrum für Mission und Ökumene* daher zunächst 15.000 Euro zur Unterstützung der kirchlichen Arbeit in den besonders betroffenen Partnerkirchen bereitgestellt. Zugleich ruft das Ökumene-Werk für weitere Hilfsmaßnahmen zu Spenden auf und hat ein entsprechendes Spendenkonto eingerichtet.
Kristina Kühnbaum-Schmidt, Landesbischöfin der Nordkirche und Vorsitzende der Generalversammlung des *Zentrums für Mission und Ökumene*: „Trotz unserer eigenen Ängste und Sorgen dürfen wir jetzt nicht nur an uns selber denken. Wir dürfen die Not der Menschen in unseren Partnerkirchen nicht aus

Mobile Suppenküche in Corona-Zeiten in Koraput/ Ostindien

Foto: C. Kienel (1), adpic (1), S. Schäfer (1), C. Wenn (2)

den Augen verlieren. In unserer globalisierten, vernetzten Welt, in der diese Pandemie jeder und jedem Einzelnen viel abverlangt, ist es entscheidend, dass wir unsere christliche Verantwortung für ein Miteinander der Völker in Frieden, Menschlichkeit und gegenseitiger Achtung gemeinsam wahrnehmen. Und auch Leib Christi, christliche Kirche in dieser Welt, das sind wir immer nur gemeinsam, zusammen, im Zusammenspiel – keine Einzelperson für sich allein und auch keine Kirche nur für sich allein. Deshalb unterstützen wir die Arbeit unserer Partnerkirchen finanziell. Und wir schließen weltweit die Opfer und Betroffenen dieser Pandemie und alle Helferinnen und Helfer in unsere Gebete ein. Ich bitte sehr herzlich darum, die Hilfe für die betroffenen Gebiete durch Spenden und Gebete zu unterstützen.“

Zum Hintergrund: In vielen Partnerkirchen der Nordkirche trifft die fehlende gesundheitliche Versorgung die Menschen während der Corona-Pandemie besonders hart. Auch Krankenhäuser in Trägerschaft der Evangelisch-Lutherischen Kirche, wie beispielsweise in Papua-Neuguinea, besitzen oftmals zu wenige Beatmungsgeräte, Intensivbetten und Schutzkleidung für das medizinische und Pflege-Personal. Eine weitere Problematik ist die Einhaltung der angeordneten räumlichen Distanz, die sich in Flüchtlingslagern, Slums oder auch den Townships Südafrikas kaum umsetzen lässt. Dazu kommt die Not derjenigen, die ihren Lebensunterhalt als Tagelöhner verdienen und als Folge der staatlich angeordneten Ausgangssperren hungern. Davon sind viele Menschen in den Gebieten der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Assam und der Evangelisch-Lutherische Jeypore-Kirche in Indien betroffen. Ausgangssperren und Kontaktverbote haben zudem unmittelbaren Einfluss auf die wirtschaftliche Lage der Partnerkirchen, so auch in der Demokratischen Republik Kongo. Diese finanziert sich hauptsächlich durch die Einnahmen aus den Gottesdienst-Kollekten. Abgesagte Gottesdienste, wie aktuell während der Corona-Pandemie, entziehen sowohl der gesamten Kirchengemeinde als auch den kirchlichen Mitarbeitenden und ihren Familien die Existenzgrundlage.

Weitere Spenden werden dringend erbeten:
Zentrum für Mission und Ökumene in der Nordkirche
IBAN: DE77 520 604 100 000 111 333 Evangelische Bank
Corona Nothilfefond für weltweite Partner – Projektnummer 7005

Zentrum für Mission und Ökumene fordert Lieferkettengesetz

Das *Zentrum für Mission und Ökumene* setzt sich für ein Lieferkettengesetz ein. „Jeder Mensch hat dieselben unveräußerlichen Rechte, verdient Schutz vor Ausbeutung und die Freiheit, das Leben zu gestalten“. Aus diesem Grund unterstützt das Zentrum eine Petition, die ein Lieferkettengesetz fordert. *Zum Hintergrund:* Deutsche Unternehmen verstoßen „in ihren globalen Geschäften immer wieder gegen grundlegende Menschenrechte und schädigen die Umwelt – ohne dass sie dafür Konsequenzen befürchten müssen“, so die Initiatoren. So hätten Betroffene von Menschenrechtsverletzungen oder Umweltschäden bisher kaum eine Möglichkeit, vor deutschen Gerichten Schadensersatz einzuklagen. „Die Bundesregierung setzt bislang darauf, dass sich Unternehmen freiwillig an die Menschenrechte halten. Doch freiwillige Initiativen der Wirtschaft haben bisher nicht dazu geführt, dass Menschenrechtsverstöße und Umweltzerstörung beendet werden.“ Zum Beispiel habe die Schokoladenindustrie schon vor 18 Jahren versprochen, die schlimmsten Formen der Kinderarbeit zu beenden. Dennoch arbeiteten immer noch rund zwei Millionen Kinder unter ausbeuterischen Bedingungen im Kakaoanbau in Westafrika. Deshalb fordern die Initiatoren der Petition von der Bundesregierung, „einen gesetzlichen Rahmen zu schaffen, mit dem Unternehmen dazu verpflichtet werden, sich an Menschenrechte und Umweltstandards zu halten“.
Ein wirksames Lieferkettengesetz müsse mindestens die folgenden Elemente umfassen: Unternehmen müssen dazu verpflichtet werden, menschenrechtliche Risiken in ihren Lieferketten zu analysieren und diesen vorzubeugen, sowie transparent darüber zu berichten.
Unternehmen, die Schäden an Mensch und Umwelt in ihren Lieferketten verursachen oder in Kauf nehmen, müssen dafür haften. Geschädigte müssen vor deutschen Gerichten ihre Rechte einklagen können. In anderen Ländern wie Frankreich sei bereits ein Gesetz verabschiedet worden, welches die Sorgfaltspflichten großer französischer Unternehmen regelt. Auch in den Niederlanden gebe es seit Mai 2019 ein Gesetz, das Unternehmen dazu verpflichtet, Kinderarbeit in ihren Lieferketten zu verhindern, heißt es in der Petition. Diese Beispiele zeigen, dass ein Lieferkettengesetz machbar sei, „wenn der politische Wille da ist!“, so die Initiator*innen. Mittlerweile wachse auch in Wirtschaftskreisen Zustimmung zu gesetzlicher Unternehmensverantwortung. Inzwischen befürworten Firmen wie Tchibo, Daimler und KiK verbindliche Regelungen für Unternehmen.

Weitere Infos: Infostelle Klimagerechtigkeit, Ulrike Eder, 040 – 88181 211, u.eder@nordkirche-weltweit.de, Judith Meyer-Kahrs 040 – 88181 331, j.meyer-kahrs@nordkirche-weltweit.de oder nordkirche-weltweit.de

Kongo – Hilfe für Flut-Opfer

In der Diözese Malemba Nkulu der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Kongo (ELCCo) haben starke Überschwemmungen zu schweren Schäden geführt. Über 4000 Menschen sind betroffen, 535 Häuser sind zerstört. 235 davon gehören lutherischen Familien, die restlichen gehören Mitgliedern anderer Religionsgemeinschaften. Mithilfe der Unterstützung aus der Nordkirche konnten Hilfsgüter gekauft und verteilt werden. „Jedes Hilfspaket enthält einen Eimer, ein Moskito-Netz, Kleidung, Decken und Seife“, erläutert Bischof Daniel Kabamba. Bisher konnten rund 200 Familien diese „Non-Food-Pakete“ in Empfang nehmen.
Die ELCCO möchte erreichen, dass die Flutopfer wieder ein Dach über dem Kopf haben, mit Essen und den notwendigsten Dingen des täglichen Lebens versorgt sind. Ziel ist es, die Verbreitung von Krankheiten wie z.B. Malaria zu verhindern, Nahrungssicherheit herzustellen und den Betroffenen etwas Zeit zu geben, um selbst Pläne für den eigenen Weg aus der Krise zu schmieden.
Das *Zentrum für Mission und Ökumene* hat 5000 Euro aus dem Fonds für Humanitäre Nothilfe überwiesen. Der Kirchenkreis Altholstein stellt 4.500 Euro aus seinem Nothilfefond zur Verfügung und die Bonhoeffer Gemeinde Neumünster 4800 Euro. Zusätzlich werden Teile der Kollekte des Kirchenkreises Altholstein vom 10. Mai für Malemba Nkulu gespendet.
Durch Spenden an das *Zentrum für Mission und Ökumene* können die Menschen weiter unterstützt werden.

Überflutete Strasse in Kinshasa, DR Kongo, Frühjahr 2020

Fotos: REUTERS/K. Katombe (1)

Digitaler Gottesdienst feierte Pfingstfest rund um die Welt

Die Heilige Geistkraft von Pfingsten gemeinsam erleben – das war die Idee hinter dem internationalen digitalen Gottesdienst, der am Pfingstsonntag (31. Mai 2020) online um die Welt gefeiert wurde. Die 13 Ökumenischen Arbeitsstellen der Kirchenkreise der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche) haben dieses Projekt gemeinsam mit internationalen Partnern auf die Beine gestellt. Unter #voicesofprayerandpartnership konnten Interessierte den gemeinsamen Gottesdienst mitfeiern.
Insgesamt über dreißig Beiträge aus den Partnerkirchen von Estland bis zu den Philippinen wurden am Pfingstsonntag zu einem multilingualen Gottesdienst zusammengefügt. Reverend Aumsuri Masuki hatte extra zwei Musikstücke komponiert und mit seinem tansanischen Chor am Kilimanjaro einstudiert. „Die Chorsätze sind keine zwei Wochen alt“, schrieb der Lehrer an der Lutherischen Bibelschule in Mwika per Whatsapp „… und wir freuen uns so mit unseren Partnern über tausende Kilometer verbunden zu sein“.
Die einzelnen Beiträge wurden mit Untertiteln übersetzt, so dass alle dem Gottesdienst folgen und über eine Chatfunktion selbst Gebetsanliegen in die Gottesdienstgemeinschaft einbringen konnten. „Ein besonderes Erlebnis bei Partnerschaftsgottesdiensten ist, dass wir in unseren je eigenen Sprachen das Vaterunser gemeinsam sprechen und doch verstehen können,“ sagte Pastor Jens Haverland von der Ökumenischen Arbeitsstelle im Kirchenkreis Rantzau-Münsterdorf. „Auch wenn ich die Sprache des Anderen nicht verstehe, so bekomme ich durch den Sprachrhythmus doch recht gut mit, wo die anderen gerade sind“, ergänzte Pastor Jörg Ostermann-Ohno, Indienreferent des *Zentrums für Mission und Ökumene*. Auf youtube bleibt der Gottesdienst auch über Pfingsten hinaus unter #voicesofprayerandpartnership erst einmal abrufbar. Mit den Spenden der Kollekte, die per PayPal eingesammelt wurden, wurde der Corona-Hilfsfond für die Partnerkirchen der Nordkirche unterstützt (.s.o.).

Die nächste Ausgabe
erscheint im September 2020

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C095223

KLIMA NEUTRAL
TÜV-ZERTIFIZIERTER AUSGLEICH DER CO_2-EMISSIONEN
WEITERE INFOS UNTER KLIMA-INVEST.DE/KLIMA

Unser aktuelles Spendenprojekt

Gewalt gegen die Iglesia Filipina Independiente

Regen-Ritual zu Beginn der Pflanzzeit. Auch Indigene, wie die Lumad auf Mindanao, werden durch die Regierung angegriffen und in ihrer Existenz bedroht.

Nach seiner Wahl 2016 begann Präsident Duterte den sogenannten „Krieg gegen die Drogen“. Innerhalb von drei Jahren wurden 200.000 Personen festgenommen und ca. 10.000 Menschen auf offener Straße erschossen. In vielen Fällen wurden die Leichen zur Abschreckung mit diffamierenden Botschaften versehen, oder kleine Beutel mit Drogen neben ihnen platziert. Dadurch sollen diese Exekutionen nachträglich legitimiert werden. Beobachter vermuten, dass dieser Kampf nicht nur Drogenhändler ins Visier nimmt, sondern auch der Bekämpfung missliebiger Personen und Organisationen dient.
Die Iglesia Filipina Independiente hat als erste Kirche konsequent gegen die außergerichtlichen Tötungen protestiert und sich offen gegen die Politik des Präsidenten gestellt. Hierbei setzt sie sich auch gegen andere Menschenrechtsverletzungen und die Vertreibungen von indigenen Minderheiten ein.

Die Kirche ist inzwischen selbst zur Zielscheibe von Anschuldigungen und Verfolgung geworden. Mehrere Geistliche und Gemeindemitglieder sind in den letzten Jahren erschossen worden, Festnahmen und offenbar fingierte Anklagen sind an der Tagesordnung. Das Zentrum für Mission und Ökumene *unterstützt die Arbeit der Iglesia Filipina Independiente. Sei es durch Einbindung der deutschen Politik oder auch durch finanzielle Hilfe. Wir versuchen die Kirche auf den Philippinen gegen das Unrecht zu unterstützen und Zeichen der Solidarität zu setzen. Ihre Spende hilft dabei.*

Spendenkonto
des Zentrums für Mission und Ökumene:
IBAN: DE77 520 604 100 000 111 333
BIC: GENODEF1EK1 Evangelische Bank
Projekt 5505 Menschenrechte Philippinen

Lesen Sie dazu auch Seite 18/19

Foto: A. Ablon (1), Titel: G. Johnson/Pixabay.Johnson/Pixabay.